

schilderte Kampf in der Seele des zu Christus bekehrten Menschen ab. Vgl. dazu die Neuausgabe des Kommentars, Hauptschriften, 1941, S. 136, Anm. des Übersetzers Fritz Blanke: Mit dem „Ich“ ist (bei Zwingli) immer das Ich des Paulus gemeint. Ebenfalls Wernle, Der ev. Glaube II, S. 188. Zu Römer 7, 14 vgl. vor allem W. G. Kümmel, Römer 7 und die Bekehrung des Paulus, 1929, und E. Gaugler, Der Brief an die Römer, I, 1945. Die berühmte Schilderung des Widerspruches im Menschen ist seit den Tagen der alten Kirche umstritten. Nach Kümmel S. 119 hat zwar schon Origenes deutlich erkannt, daß Paulus nicht von sich selber reden könne. Kümmel und Gaugler zeigen, daß Paulus hier nicht vom Christen redet, wenn er die hoffnungslose Lage des Menschen schildert, sondern vom Menschen unter dem Gesetz ohne Christus.

⁴⁹ Ser. Dec. qu. 321a.

⁵⁰ Ibid. 318b.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Tessiner Glaubensflüchtlinge für die deutsche Schweiz

(Dritte Fortsetzung)

Von LEO WEISZ

IX.

Bern und Basel verliehen den Tessiner Flüchtlingen schon nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalt das Bürgerrecht und damit auch alle Rechts- und Handelsvorteile, die ihren Bürgern im In- und Ausland zustanden; in Zürich mußten sie darauf lange warten, ja, die meisten wurden überhaupt nicht eingebürgert, sondern blieben mit ihren Nachkommen im Stande der Hintersassen, wenn die Jungen es nicht vorzogen, den Wanderstab zu ergreifen und ein günstigeres „Klima“ zu suchen. Die Eingebürgerten selbst aber wurden zumeist und für lange Zeit vorerst nur „Halbbürger“, die kein Anrecht auf Ämter und Würden hatten und die erst nach mannigfachen Anstrengungen als Vollbürger anerkannt wurden.

In den ersten 35 Jahren ihres Zürcher Asyls wurden in der Tat nur zwei Locarner Familien in den Bürgerverband der Stadt aufgenommen; allerdings für bedeutende Verdienste sofort als Vollbürger, das heißt „regimentsfähig“, in alle Ämter und Würden wählbar, und zwar: 1566 geschenkwiese, für ärztliche Dienste in der Pestzeit, der Wundarzt Magister Giovanni Muralto und dessen Söhne Giangiacomo und Francesco, und 1567, ebenfalls geschenkwiese, „umb der künsten wegen, so sy alher bracht“, der vielerwähnte Evangelista Zanino, „syne Kinder und ouch einer under synen brüdern“.

Nachher vergingen wieder 25 Jahre, bis endlich mehrere Einbürgerungen von Locarnern erfolgten. Vorher schon wurde darum von verschiedenen Seiten her gebeten, und eine Ratskommission fand 1585 endlich, dass es „billig wäre, denjenigen unter den Locarnern, die man dazu tauglich finde, das Bürgerrecht zu erteilen, da sie ja anderswo keine Zuflucht zu finden wüßten“, man sollte allerdings erst den Urenkeln der Neuaufgenommenen die Regimentsfähigkeit zusprechen. Der Große Rat wollte indessen nicht einmal mit dieser Einschränkung weitere Locarner zu Bürgern machen. Er fand, sie seien nun einmal „wälschen Geblütes, rachgieriger Art mit Erschießen und Erstechen, und wüßten sich in das bürgerliche Wesen, wie es in Zürich eben sei, nicht zu schicken“. Als daher die Söhne des vor 1576 verstorbenen, um Zürichs Handel verdienten Aloisio Orello, Franz und Melchior, den Großen Rat 1586 in aller Form um die Erteilung des Bürgerrechtes baten, wurden sie glatt abgewiesen. Nach der Überlieferung seien sie diesmal das Opfer der Rache des gar nicht „wälschen“ Zunftmeisters Georg Stadler geworden, weil seinem Sohne zuvor die Hand einer Orell-Tochter verweigert worden war.

Fünf Jahre später machten die Söhne des inzwischen verstorbenen, wohlhabenden, auch im Ausland angesehenen Lorenzo Pebbia, Hans Jakob und Georg, mit den beiden Orell vereinigt, einen neuen Vorstoß, indem sie in ihrem Gesuch betonten: „Wenn wir mit unseren Gewerben nach Frankreich, Deutschland, Italia, Savoyen oder in die drei Bünde kommen, oder unsere Waren hinsenden, und uns da für Eidgenossen ausgeben, so wird sogleich gefragt, in welchem Ort der Eidgenossenschaft wir Bürger seien. Dürfen wir uns dann nicht als Eurer gnädigen, ehrsamten Weisheiten Bürger nennen, sondern nur als dero Einsassen, so müssen wir stracks, und ohne einigen Nachlaß, sowohl für uns selbst als von unseren Waren, die schweren Zölle und Auflagen aller anderen Fremden bezahlen und mögen also der Freiheiten in leidenlicher Verzollung, wie andere Eidgenossen, nicht genießen. Wir werden daher gedungen, was niemand für unbillig erkennen mag, solche Lasten auf die Waren zu schlagen, die dann auch Eure Bürger und Landleute, die uns etwas abzukaufen haben, entgelten müssen, weil sie die Dinge nicht so wohlfeil bekommen mögen. Und da wir überhaupt mit Weib und Kind auf dieser Welt keine andere ordentliche Obrigkeit, Vater und Beschützer wissen, als Euch, Gnädige Herren, so bitten wir demütig, uns als Bürger anzunehmen.“

Diesmal konnten die Gnädigen Herren nicht mehr nein sagen.

Die Pebbia gehörten zu den größten Importeuren der Stadt, und auch die Orell spielten im Rohseiden-, Baumwoll- und Tüchlihandel, unter Beteiligung von Zürchern, eine immer wichtiger werdende Rolle. Da gab die Obrigkeit im Interesse der eigenen Bürgerschaft nach. In der Rats-sitzung vom 15. Dezember 1591 wurde den Gesuchstellern das Bürgerrecht mit dem „Geding und Vorbehalt“ erteilt, daß „sie und ihre Nachkommen zu keinen Zeiten in das Regiment gebraucht werden“, daß aber diese Einschränkung „ihren Ehren unnachteilig sein solle“. Am 23. Januar 1592 wurden die Bürgerbriefe ausgefertigt, denen noch im gleichen Jahre ein weiterer folgte: Der Bürgerbrief des Giacomo Duno und seiner Söhne (vgl. S. 338), der im September 1592 für die großen Verdienste Dunos um die Industrialisierung der Stadt ausgefertigt wurde. Der Rat verlieh dieses Bürgerrecht am 30. August, ebenfalls mit Ausschluß der Regimentsfähigkeit.

Die Neubürger, die damals wohl noch keine politischen Ambitionen hatten und auch gesellschaftlich nicht den Gnädigen Herren gleichgestellt zu werden wünschten, scheinen über ihren Erfolg mehr als erfreut gewesen zu sein. Beglückt ließen sie für die Locarner Jugend in Zürich, die „in Zürich erborn und von Luggaris selbst nüt wüssend“, jenes oben S. 194 ff. wiedergegebene „Lehrgedicht“ „zu einer christenlichen Erinnerung“ verfassen und drucken, das von den Schicksalen der in Zürich aufgenommenen, verfolgten Locarner berichten sollte und woraus

„... lernind die Luggarner Knaben /
Sich ehrlicher gwerben auch beflyßen /
Gott wird es sy gwüßlich lassen gnießen.“

Stolz und dankbar durfte darin 1592, also 37 Jahre nach der Einwanderung, alle Mühen und Kämpfe dieser langen Zeit überblickend, hervorgehoben werden, daß Gott nach einem langen Unterbruch

„... bracht den Syden und Wollgwerb wider har /
Durch die vertribne Luggarner Schar /
Sampt andren främbden gwerben mehr /
Die yetz in Zürych getrieben werden mit nutz und ehr /
Und dasselbig den Burgern wol gefellt /
auch haben sy darvon (mit Gott) gut und gelt.
Darzu ein Ehrsam Oberkeit kein Schaden hatt /
Sondern bringt vil arbeit den armen in der Statt /
Nit minder den armen uff dem Landt /
Wie dann jnen selbst ist wol bekannt.“

Wenn diese Aussage, auf welche mehrere ähnliche folgten, von spätern Geschichtschreibern so verstanden wurde, daß die vertriebenen Lo-

carner die in Zürich mit der Zeit und unter dem Druck eines schweren Existenzkampfes eingeführten oberitalienischen und spanischen Gewerbearten aus Locarno, gleichsam in der Tasche, fix-fertig mitgebracht hätten, so ist das, wie ich bewiesen zu haben glaube, ein Irrtum, dessen Weiterverbreitung nicht verantwortbar ist.

Selbst für die Einführung der vielen fremden Gewerbe beanspruchten die Locarner nicht alle Verdienste für sich. Sie waren einsichtig genug, zuzugeben, daß ihre Erfolge weitgehend auch der Lage und der sozialen Struktur der Zürcher Herrschaft zu verdanken waren.

„Gott hat Zürich die gnad und gelegenheit für uß geben /
Daß große gewerb daselbstn mögend angrichtet werden.
Die den gemeinen nutz und frommen mehrn /
Uß welchen sich ein gantz landvolk kann ernehren.“

Im Jahre 1592 war erst je ein Zweig von fünf Familien (Muralt, Zanino, Pebbia, Orell und Duno) eingebürgert. Ihnen folgten in weitem zeitlichem Abstand noch drei kleine Familien: im Jahre 1675 der wohlhabende Goldschmied und Maler Heinrich Riva⁴⁹ und zum Schluß (im Jahre 1640) die beiden Posamentierer (ein neues Gewerbe!) Caspar Albertini und Hans Rosalino. Nach ihnen bekam in Zürich kein Locarner mehr das Bürgerrecht. Der größte Teil der noch in Zürich wohnenden Flüchtlinge blieb also auf Zusehen hin Hintersaß und lebte in recht bescheidenen Verhältnissen, meistens im Dienste der glücklicheren Landsleute, bis sie in anderen Städten bessere Aufnahme fanden oder in Zürich ausstarben. Zu ihrer Entwurzelung und Entfremdung trug, neben dem Gefühl der unabänderlichen Heimatlosigkeit, nicht wenig das Eingehen der durch die Einbürgerung führender Elemente dauernd geschwächten Locarnergemeinde in Zürich bei, die den Flüchtlingen lange Jahrzehnte hindurch, moralisch, national und wirtschaftlich, eine starke Kraftquelle war. Im Jahre 1595 wies der greise Dr. Taddeo Duno, noch immer die Seele der Gemeinde, ein Vermögen von 481 Sonnenkronen aus, doch dieses stand nur auf dem Papier, als „Forderungen an dürftige Gemeindeglieder“, von denen weder Kapital noch Zinsen erhältlich waren. Ferdinand Meyer (II. 346) zitiert aus Dunos Bericht (Orelli-Archiv) unter anderem: „... de li denari de la compagnia nostra non vi è più niente, eccetto molti crediti quali non si possono esigere ...“. Da jedoch noch immer arme Gemeindemitglieder zu unterstützen waren

⁴⁹ Von seinem hohen Können zeugt u.a. im Schweizerischen Landesmuseum ein Doppelhumpen mit Hinterglasmalerei.

und auch neue fremde Flüchtlinge in die Stadt kamen, denen geholfen werden sollte („et da l'altro canto poveri non mancano de nostri, et di più vengono ben spesso forestieri fugiti dal Papato, a quali bisogno usar charità.“), beschloß die Gemeinde 1595 „eine wöchentliche Einsammlung von Almosen in den Wohnungen der Locarner“. Aus dem Ertrag dieser Kollekte vermochten bis März 1604 alle notwendigen Ausgaben bestritten zu werden; dann hören die Kassaeintragungen des achtzigjährigen Dr. Taddeo auf. Die Gemeinde zerfiel. Duno ergriff, kurz vorher (1602), den unaufhaltbaren Untergang spürend, im Dienste ihres Andenkens „noch mit zitternder Hand die Feder, um was er selbst, als Augen- und Ohrenzeuge, erlebt, für Kinder und Kindeskinde“ in der noch erhaltenen, von der Familie v. Muralt behüteten einzigen authentischen Fluchtgeschichte (*De persecutione adversus Locarnenses mota, deque exilio religionis causa illis irrogato ...*⁵⁰) aufzuzeichnen, „zum Unterricht und zur Erbauung“. – Daß die Gemeinde unterging, mag auch mit dem Generationenwechsel zusammenhängen. Als Dr. Taddeo zu schreiben begann, befand sich von den Familienvätern, die mit ihm ausgewandert, nur noch der zusammengebrochene Evangelista Zanino am Leben, und von den Müttern zwei, Chiara Orella, Witwe des Dr. Martino Muralto in Zürich, und Lucia Orella, Witwe des Antonio Mario Besozzo, in Basel. – Die zweite Generation war bereits zerrissen. Rasch starben auch die beiden Männer, die von der ersten Generation noch am Leben waren. Zanino entschlief Ende 1602 oder Anfang 1603 und Dr. Duno, neunzigjährig, „einst das leitende Haupt, jetzt noch der ehrwürdige Überrest der locarnischen Glaubenshelden“, im April 1613. Mit ihm hörte die gesonderte Locarnergemeinde in Zürich auf.

Allerdings scheinen die Eingebürgerten in der Folge weiter einen eigenen, geschlossenen Kreis gebildet zu haben, der ihre gemeinsamen Interessen im Tessin und in der Fremde mit vereinter Kraft zu wahren wußte. Ein schönes Denkmal dieses Zusammenhaltens bilden jene sechs mit den Wappen der damals noch blühenden einzelnen Stifterfamilien⁵¹ geschmückten, an der Spitze dieses Heftes reproduzierten Tafelbilder, die 1655, beim ersten Jahrhundertfest der Aufnahme in Zürich, die Geschichte der Verfolgung und der Flucht, wahrscheinlich von Riva mit sicherer Hand gemalt, schilderten. (Die Geschichte dieser im

⁵⁰ Deutsch in Zwingliana, Band IX, 1949, S. 89ff., herausgegeben von Fritz Ernst.

⁵¹ Die Familien Zanino und Albertini waren inzwischen ausgestorben.

Besitz von a. Rektor Hans von Orelli-Köchlin in Zürich befindlichen, sehr wertvollen Bildchen und ihres Besitzerwechsels wäre noch abzuklären.) – Von den sechs bei dieser Gelegenheit in Erscheinung tretenden eingebürgerten Familien starben nachher drei verhältnismäßig rasch aus. (1673 Duno, 1710 Riva und 1722 Rosalino.) Von da an gab es nur noch drei Zürcher Familien Locarner Abstammung: die Muralt, Orell und Pebbia. Eigentümlicherweise spielten in Zürich nach dem meteorenhaften Aufleuchten der Industriepioniere Zanino und Duno wirtschaftlich auch nur diese drei Familien eine bedeutsame Rolle, und zwar zuerst die Pebbia und Orell, ziemlich später auch die Muralt.

*

Die Söhne des im Fernhandel vermögend gewordenen Lorenzo Pebbia (vgl. S. 298), die 1592 eingebürgerten Hans Jacob und Georg, führten die väterliche Handlung, eines der größten Import- und Exportgeschäfte der Stadt, auf gemeinsame Rechnung in großem Stil weiter. In Mailand und Lyon hatten sie ihre ständigen Vertreter (in Mailand den berühmten Pietro Carcano, in Lyon das international angesehene Haus Mathys Spoonen); in Bergamo arbeiteten sie mit den dort domizilierten Zürcher Schneeberger zusammen; die Messen von Bergamo und Lyon besuchten sie regelmäßig persönlich. Das Hauptgeschäft bestand aus dem Export von niederländischem Tuch und Leinwand (aus den Händen von Basler Freunden bezogen), Ochsenhäuten, geräucherten Zungen, Zwilch, Schnüren und Tüchli aus der Schweiz nach Italien und aus dem Import von Rohseide und Seidenabfällen, Burat und Konfekt aus Bergamo, Seidenbändern, Schnüren und Spitzen aus Padua und Schleiern von Bologna nach Zürich, wo die Pebbia aus den Rohstoffen Seiden- und Florettgarn herstellen liessen und dieses mit den inzwischen in Kaufhauskammern eingelagerten Transitwaren unter Ausnützung der eidgenössischen Zollprivilegien nach Lyon ausführten. Diese Luxuswaren wurden dort für Frankreich und Spanien gerne in Empfang genommen. – Hans Jacob Pebbia betrieb ausserdem noch auf eigene Rechnung eine schwunghafte Viehausfuhr nach Mailand und Venedig. Mit dem Erlös in Venedig kaufte er Baumwolle für seinen Schwager, Adrian Ziegler in Zürich, den größten Barchentfabrikanten der Stadt, der wieder den Vieheinkauf der Beauftragten zu kontrollieren hatte.

Die Gebrüder PeBBia wurden nach dem Tode ihres Vaters (um 1590) vom Glück nicht lange verwöhnt. Die im Süden Frankreichs in den Jahren 1597–1598 durch Epidemien verursachten Absatzschwierigkeiten beeinträchtigten stark die Zahlungsfähigkeit der französischen Kundschaft, und die PeBBia mussten oft Kompensationswaren an Zahlung nehmen, die sie nur schwer und immer auf langen Kredit weiterverkaufen konnten. Sehr oft mussten sie auch mit Zahlungsunfähigen akkordieren und Prozesse führen. Der Firma entstanden so nicht nur empfindliche Verluste, sondern ihr ganzer Zahlungsdienst geriet in Verwirrung und Stockung, da der Begriff „liquider Reserven“ noch unbekannt war und solche, als „totes Kapital“, schon von vorneherein verpönt gewesen wären. – Die von Venedig, Bergamo und Mailand auf Lyon gezogenen Wechsel fanden dort schließlich keine Deckung mehr, wurden protestiert und mit hohen Kosten belastet, die Zwischengiranten in große Verlegenheiten versetzend, an die Trassanten zurückgeleitet, bei welchen die in ihrem Kredit geschwächten PeBBia durch Verpfändung von allerhand Waren Deckung zu bieten versuchten. Da sich um deren Bewertung die Parteien nicht zu einigen vermochten, wurden die PeBBia beim Zürcher Rat für hohe Forderungen und manche Unkorrektheiten verklagt. Diesen Prozessen verdanken wir die Aufbewahrung der Kontoauszüge und Geschäftspapiere, auf Grund welcher mein lieber Lehrer und Meister, Professor Dr. Heinrich Sieveking, 1910 im „Jahrbuch für schweizerische Geschichte“ (Bd. 35, S. 97*ff.) die Geschäfte und Buchhaltung der PeBBia zu analysieren unternahm. (Prozesse und Konkurse sind oft die freigebigsten und „gütigsten“ Quellenspenden der Erforschung älterer wirtschaftlicher Verhältnisse, während die moderne Rechtsordnung mit ihrer kurzen Aufbewahrungspflicht von Geschäftsakten, zum Beispiel 10 Jahre nach dem Schweizerischen Obligationenrecht, geradezu verheerende Wirkungen zur Folge haben kann.)

Die Abrechnungsstreitigkeiten der PeBBia mit den Spoonen, der Schneeberger und mit Schwager Ziegler konnten vom Zürcher Rat nach langwierigen und ungemütlichen Verhandlungen erst durch kräftige Abstriche in den PeBBia-Forderungen geschlichtet werden. Die PeBBia, die ihrem verzweigten Geschäfte nicht gewachsen waren und deren Kontrolle der ausländischen Kommissionäre viel zu wünschen übrig ließ, büßten wohl den größten Teil ihres Vermögens ein und schieden aus dem Kreis der führenden Zürcher Kaufleute aus, in den ihr Haus durch ihren überaus tüchtigen Vater für kurze Zeit gehoben worden war. Daß die

ungeschickteren Söhne, vor allem von den Zürcher Partnern, inkl. Schwager Ziegler, übervorteilt wurden, steht für mich außer Zweifel.

Die großen Verluste entzweiten die beiden Brüder. Von 1599 an erscheinen die Pebbia in den Zollrechnungen stets getrennt. Beide ließen in der Folge, wahrscheinlich im „Seidenhof“, für Ausländer kommissionsweise kleinere Partien Florettgarn herstellen und zwirnen. Hans Jacob führte auch den Viehhandel im Rahmen seiner Möglichkeiten weiter. Er starb ohne Nachkommen, während Georg, mit einer Wellenberg verheiratet, einen Sohn, Konrad, hinterließ, der, mit Italien Handel treibend, wechselndes Glück erlebte. Er heiratete in seinen besten Zeiten eine Escher vom Luchs und starb 1630. Sein Sohn Caspar wurde dem traditionellen Fernhandel der Familie untreu, zog einer Landtochter zulieb nach Seglingen (Eglisau), wo er in seiner Wirtschaft „Zum Hörnli“ jene Familie Bebié begründete, die dort, langsam vollständig verarmend, bis ins 19. Jahrhundert hinein hauste. Der letzte Pebbia starb 1872 im Zürcher Spital. (Gefl. Mitteilung von Herrn Dr. Paul Guyer, Stadtarchiv Zürich.)

Von den eingebürgerten Locarnern blieben in Zürich nur jene beiden Familien zurück, die noch heute blühen und der Stadt zur Ehre gereichen.

X.

Brachten Appiano, Zanino und Duno aus dem Ausland neue Textilfabrikationsmethoden nach Zürich, die zum Schluß und in der Hauptsache Zürcher Familien zugut kamen, während die Locarner Pioniere und ihre Nachkommen rasch wieder untertauchten, verstand es Aloisio Orell, als erster und lange Zeit einziger unter den Flüchtlingen, sich eine sichere und entwicklungsfähige, chancenreiche Existenz zu begründen. Mit einem Luxuswarenladen und durch die Zusammenarbeit mit seinem Bruder Philippo in Basel und mit dem Zürcher Wirt Kaspar Wüst-Locher, dem Orell seinen Sohn Melchior als Mitarbeiter in das Haus „Zum Spiegel“ (Spiegelgasse 2) gab, brachte er durch eine glückliche Kombination der Zürcher Möglichkeiten mit seinen ausländischen Beziehungen ein Tüchligeschäft, erweitert mit Baumwoll- und Rohseidenhandel, zustande, das bereits im Todesjahr Orells, 1575, also zwanzig Jahre nach der Niederlassung der Familie in Zürich, mit den gleichartigen einheimischen Geschäften mindestens auf gleicher Stufe stand und den Nachkommen ein solides Fundament zu einem weiteren Aus-

und Aufbau bot, in welchem sie sich zu führenden Kaufleuten und Industriellen der Stadt zu entfalten vermochten.

Dieser Aufstieg steht mit dem Namen des strebsamen und ehrgeizigen jüngeren Sohnes des Aloisio, des Johann Melchior im Zusammenhang, denn der ältere Francesco, der Seckler, mit dem Melchior das ererbte väterliche Geschäft eine kurze Zeit noch auf gemeinsame Rechnung weitergeführt hatte, schwang sich nicht über das Niveau des Kleinhandwerkers und Krämers hinauf, und seine Nachkommen blieben durchwegs „kleine Leute“, die schon in der dritten Generation, im Jahre 1643 ausstarben, ohne je Besonderes geleistet zu haben. Nicht so der welt-offene Melchior, der 1578, vor der Geburt seines zweiten Kindes, aus dem Hause „Zum Spiegel“, wo er mit der Firma „Hans Kaspar Wüst & Gregorius Locher“ ein gemeinsames Fabrikationsgeschäft führte, in das Haus „Zum Mohrenkopf“ (vgl. S. 312) umzog, sich vom Bruder trennte und sich nur noch dem Geschäfte im „Spiegel“ und dem zusätzlichen, rasch wachsenden Betrieb im „Mohrenkopf“ widmete. Die Produkte beider Häuser wurden bis 1600 – trotz der Einbürgerung Melchiors im Jahre 1592 – von der Firma „Wüst & Locher“ exportiert und verzollt⁵². Dann verschwindet das tarnende Haus, und die Orell beginnen als Bürger, äußerst vorsichtig, unter den eigenen Firmen aufzutreten. Ob sie noch von Fall zu Fall „Schirmer“ in Anspruch nahmen, läßt sich leider nicht feststellen, weil die Geschäftsbücher der Orell aus jener Zeit nicht erhalten blieben. Für alle Fälle muss das gekürzte Bürgerrecht den Gebrüdern Orell nicht nur gesellschaftlich, sondern auch wirtschaftlich Nachteile gebracht haben, denn sobald sie unter eigener Firma Geschäfte zu machen versuchten, sorgte die Konkurrenz für eine entsprechende Aufklärung der auswärtigen Partner, woraus den Orell Nachteile erwuchsen. Vierzehn Jahre nach der „Einbürgerung mit Vorbehalt“, baten sie daher Ende 1606 um das volle Bürgerrecht und versprachen, nach wie vor ihren ehrlichen Gewerben und Hantierungen nachzugehen, niemandem im Wege zu stehen und nicht nach dem Regiment zu streben. Sie hätten das uneingeschränkte Bürgerrecht nötig, denn sie, die „Bastard-Bürger“ gescholtenen Zürcher, würden überall nach den Gründen ihres diskriminierenden Bürgerrechtes gefragt, weil man dahinter unehrliches Geschäftsgebaren vermute. – Die mit dreizehn Söhnen aufmarschierenden Brüder Orell – die Pebbia und Duno nahmen an der

⁵² In Zürich durften nur Stadtbürger Fabrikate exportieren.

Aktion nicht teil – fanden beim Großen Rat gar keine Gnade, sie wurden abgewiesen und angehalten, im gegebenen Fall beim Bürgermeister Klage zu führen, man werde ihnen dann „allwegen gut, gebührend Recht und Schirm halten“. – Nun galt es, trotz minderem Burgrecht mit vermehrtem Fleiß den Aufstieg herbeizuführen. Mit' der Hilfe von sechs begabten Söhnen gelang dies Melchior Orell um so rascher und eindrucksvoller, als sie für Politik und Staatsverwaltung keine Zeit verwenden mußten. Recht ärgerlich muß es allerdings gewesen sein, wenn sie spät am Abend von ihren lieben Mitbürgern spöttisch aus den Häusern geklingelt und in der Dunkelheit mit verstellter Stimme überlaut zu der morgigen Klein- oder Großratssitzung geladen wurden.

Trotz alledem stieg das Ansehen der Familie mit dem Wachsen ihrer Kapitalkraft, und schon Melchior durfte es erleben, daß die Hand seiner vier Töchter von Sprößlingen führender Zunftkreise (Hottinger, Körner, Hofmeister und Geßner) begehrt wurde und sie mit ihrem Erbgut zum wirtschaftlichen Erstarken dieser alten Zürcher Familien ihren Teil beitrugen durften. – Melchior erzog seine sechs Söhne im eigenen Geschäft und behielt sie darin, auf italienische Art, so lange als es nur möglich war. Im Jahre 1607 – nach der Ablehnung seines Gesuches um das Vollbürgerrecht – übergab er das Geschäft den Söhnen, die mit seinem beträchtlichen Kapital weiter arbeiteten.

Der älteste Sohn, Ludwig, blieb mit seinem nächstältesten Bruder Martin und den beiden jüngsten, Josef und Daniel, die noch minderjährig waren, im „Mohrenkopf“ und führte dort das Geschäft unter der Firma „Ludwig und Martin Orell“, nach erreichter Volljährigkeit der jüngsten Brüder aber unter „Ludwig Orell und Gebrüdere“ weiter. Das Haus stand bis zum Tode Ludwigs im Jahre 1632 gleich hinter den „Seidenhöfen“ der Werdmüller, in der Spitzengruppe der Zürcher Textilexporteure. – Platzmangel zwang Daniel, Martin und Ludwig den „Mohrenkopf“ in den Jahren 1616–1619 zu räumen, wo nur noch der unverheiratete Josef verblieb und der jungverheiratete Jakob aus dem „Spiegel“ zuzog. Daniel verließ das väterliche Haus mit seiner jungen Frau schon 1616, um das von seinem Vater und den wohlhabenden Schwiegereltern erstellte neue Haus an der Brunnengasse „Zum Gernsberg“ (vgl. S. 452) zu beziehen; Martin übersiedelte 1617 (vgl. S. 439) an den „Graben“ (Tiefenhof am heutigen Paradeplatz), und Ludwig kaufte das schief gegenüber dem „Mohrenkopf“ gelegene Haus „Zum Rech“ (Neumarkt 4), von wo er sein Geschäft weiter leitete. – Bei seinem Tode

(1632) erbten seine beiden Töchter das hinterlassene große Vermögen, und nun warben schon zwei Bürgermeistersöhne um die Hand der zwei: Hans Caspar Hirzel und Hans Ulrich Rahn. Dank ihren Mitteln wurden die Töchter des „Minderbürgers“ mit der Zeit die vornehmsten Damen der Stadt: Frau Bürgermeister Hirzel und Frau Landvogt Rahn.

Melchior Orells zweites Geschäft, der Hauptanteil an der Firma „Wüst & Locher“ im Haus „Zum Spiegel“, wo nicht nur Handel, sondern mit „Rädern“ auch Fabrikation betrieben wurde, war die Lehrstelle für Orells dritten und vierten Sohn, Felix und Jakob. Felix heiratete im Jahre 1602 die Tochter des Almosen-Amtmanns Kaspar Wüst (Sohn des Kaspar Wüst-Locher), und da löste sich die Handelsgesellschaft auf, um der Firma „Felix Orell im Spiegel“ Platz zu machen. (Jakob Orell blieb bis zu seiner Verehelichung, 1616, im „Spiegel“, dann zog er in das väterliche Haus „Zum Mohrenkopf“, wo gerade der jüngste Sohn, Daniel, ausgezogen war.) – Nach dem Tode seines Schwiegervaters Wüst übernahm Felix im Jahre 1611 das Haus „Zum Spiegel“ (um 10000 Gulden) aus der Erbschaft. Das stattliche Gebäude blieb nachher über 200 Jahre im Besitz der Orell.

Neben die beiden von Melchior Orell gegründeten Stammbetriebe stellten seine Söhne, mit seiner Hilfe, drei weitere selbständige Geschäfte, so daß beim Tode Melchiors (1623) bereits fünf Orell-Häuser bestanden, die mit ihrem Umsatz nicht nur das wirtschaftliche Gewicht der Familie in Zürich in einem bei der Bevölkerung gar nicht gern gesehenen Ausmaße steigerten, sondern auch das anfänglich dem Schein nach feste Fundament zu jenen für die Zürcher bedenklich rasch wachsenden fünf Hauptlinien der Familie legten, deren Geschicke 1941 von Dr. Hans Schultheß in einem umfassenden, „Die von Orelli von Locarno und Zürich. Ihre Geschichte und Genealogie“ betitelten Werk, mit großem Fleiß und Geschick geschildert wurden. Auf die dort ausgebreiteten Details nochmals einzutreten, erübrigt sich. Hier kann es sich nur darum handeln, den Versuch zu unternehmen, die wirtschaftlichen Leistungen der fünf Linien für ihre neue Heimat, soweit es das vorhandene spärliche Material gestattet, zusammenfassend kurz zu schildern.

*

Nicht alle Söhne Melchior Orells vermochten ihre Unternehmungen dauernd auf einem hohen Niveau zu erhalten. Solange der Vater lebte

und den Söhnen die Wege wies, blühte alles; nach seinem Tod scheint der Erfolg die Köpfe verwirrt und die zu rasch Emporgekommenen ehrgeizig und unvorsichtig gemacht zu haben. Die Folgen waren schwere Erschütterungen dreier Häuser, von denen später nur eines durch tüchtige Nachkommen wieder aufgerichtet werden konnte.

Der erste „Unfall“ traf den ehrgeizigsten unter Melchior Orells Söhnen, Martin, der im Jahre 1617 mit seiner reichen Frau, Elisabetha Haag von Konstanz, aus dem „Mohrenkopf“ in sein neuerbautes Haus „Am Graben“ (Fröschengraben Tiefenhof) übersiedelte, wo er eine Seidenzwirnerei einrichten ließ. Die Produkte dieses Betriebes vertrieb er, hauptsächlich in Frankreich, schon unter der eigenen Firma „Marti Orell“, die unter den Zürcher Exporteuren bald die vierte Stelle einnahm. Geltungstrieb, aber auch die Interessen seines rasch wachsenden Geschäftes, bewogen ihn 1639, seine Brüder zu überreden, mit ihm an die Gnädigen Herren noch einmal ein Gesuch um die Erteilung des Vollbürgerrechtes zu stellen. Allein die „Hochmögenden“ fanden bei ihren Neidern und Konkurrenten – die Orell waren damals die einzigen aus Locarno stammenden Großkaufleute in Zürich – kein Gehör. Am 11. Dezember 1639 beschloß der Große Rat, nachdem er betrachtet hatte, daß die „Burgerschaft und die alten Geschlechter, gottlob, so weitläufig geworden, daß nicht mehr alle zur Verwaltung des Lobl. Regiments Ehren und Ämter gelangen mögen, es jedoch billig ist, daß die, deren Alvorderen zur Erhaltung und Äufnung derselben, ihr Leib und Gut in Liebe und Leid dargestreckt hatten auch sonst im Regiment wohlgefahren, vor anderen den Vorzug haben, wie das auch an anderen Orten, in tütsch- und weltschen Landen, in Übung ist, da man auch erfahren, daß Mancher das Burgrecht nur erstrebte, damit er sich ins Regiment eindrängen könne, so daß etwa manche alte Geschlechter dahinden stehn müssen“, daß das Gesuch der Orell abzuweisen sei und daß „wenn fürhin jemand zum Bürger angenommen werde, der nicht der Herren von Zürich angeborener Untertan, weder er selbst noch seine Nachkommen je des Regimentes fähig sein sollten“. Die Orell sollten sich künftighin nicht mehr beklagen können, daß andere Eidgenossen und sonstige Ausländer zu Vollbürgern angenommen wurden.

Martin Orell-Haag suchte nach dieser Abfuhr zumindest geschäftlich noch mehr zu gelten und baute sein Unternehmen, den Absatz nach Deutschland, wohl mit Hilfe seiner Schwäger in Konstanz, mit allen Mitteln forcierend, bedeutend aus. Die Firma „Marti Orell“ rückte auf

der Rangleiter der Zürcher Fabrikanten weiter nach oben; doch als gegen das Ende des Dreißigjährigen Krieges die große Textilkonjunktur auf einen Schlag aufhörte und die großen, speziell an Augsburger Häuser gewährten Kredite einfroren, da geriet auch das Haus „Am Graben“ in Not. Martin Orell war gezwungen, sich für zahlungsunfähig zu erklären; es gelang ihm jedoch, den Konkurs zu vermeiden und sich mit den Gläubigern auszugleichen, so daß wenigstens für die Söhne die Möglichkeit bestand, wenn auch anfänglich bescheiden, mit einem fertigen Apparat fortzufahren. Der Schaden, den ihr Vater mehreren Zürcher Firmen zugefügt hatte, machte begreiflicherweise weder den Namen der Orell noch das Haus „Am Graben“ beliebter. Allgemein groß war nur die Schadenfreude. Die beiden verheirateten Söhne Orells, Hans Jakob Orell-Geßner und Martin Orell-Hegner, denen der Vater noch zehn Jahre lang zur Seite stehen konnte, hatten ihre liebe Mühe und Not, die Widerstände zu überwinden und ihrer neuen Firma „Orell uff dem Graben“ so viel Vertrauen zu verschaffen, daß sie nach einer zwanzigjährigen Anstrengung endlich, wenn auch nur an der siebenzehnten Stelle, wieder zu den namhaften Exporteuren der Stadt zählte.

So weit gediehen, trennten sich etwa 1668 die Brüder, um ihren Söhnen in eigenen Unternehmungen für Seidenhandel Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten. Der ältere, Hans Jakob, erwarb das Haus „Zum Kürisshelm“ (Augustinergasse 23), wo er mit drei Söhnen (Melchior, Hans Jakob und Hans Ulrich) ein Geschäft aufzog, das alle zu neuem Wohlstand führte. Besonders hohes Ansehen genoß der überaus tüchtige Melchior, der das väterliche Haus 1682 verließ, um den wachsenden Familien seiner jüngeren Brüder mehr Platz und für das Geschäft in seinem neuerworbenen stattlichen Haus „Zum Ochsen“ (Sihlstraße 37) zusätzliche Räumlichkeiten zu verschaffen. Vorher aber begannen sie nach neuen Mitteln und Wegen zu suchen, die Scharte, die das Ansehen ihrer Familie durch den „Unfall“ ihres Großvaters erlitten hatte, und die ihnen immer wieder vorgehalten wurde, nach dem Aufblühen ihrer Unternehmungen durch die Erlangung des Vollbürgerrechts wieder auszuwetzen. Für ihre Anstrengungen auf diese Weise gelohnt, sollten die Nachkommen des unglücklichen Martin so wieder makellos dastehen.

Dafür setzten sich auch die „auf dem Graben“ verbliebenen, wieder reich gewordenen Söhne des Martin (Martin, Hans Ulrich und Daniel) und deren Schwager, Constaffel- und Bauherr Junker Hans Ulrich Blarer, mit allen Kräften ein. In ihrem Bestreben wurden sie natürlich auch von

allen anderen Orell nach Möglichkeit gefördert. Viel erwarteten sie von der Verwandtschaft mit Hans Caspar Hirzel und Hans Conrad Grebel. Als diese 1669 zu Bürgermeistern gewählt worden waren, wurden die Aussichten erst recht vielverheißend. So gelangte die Familie Ende Mai 1673, bei der Wahl eines Muralt in das Stadtgericht, noch einmal mit der Bitte um das uneingeschränkte Bürgerrecht an die Obrigkeit. (Die anerkannte Regimentsfähigkeit der Muralt verdroß die Orell um so mehr, als sie, „zugleich mit jenen um der Religion willen emigriert“ und beide Familien „gleichen Geblüts und aus einem Geschlecht entsprungen“ waren, so daß sie „gleicher Gnaden, Ehren und Rechten fähig und würdig geachtet werden“ sollten, schrieb damals der Senior der Familie Orell, der 77jährige Daniel, ungehalten in die Chronik seines Geschlechtes.)

Der Große Rat behandelte das von den beiden Bürgermeistern warm unterstützte Gesuch schon 18 Tage später und verwarf es, nachdem der größte Teil des Rates wegen Freund- und Verwandtschaft in „Ausstand“ getreten war, mit 38 gegen 32 Stimmen. Die Gegner hielten den Orell, nach der Überlieferung, längst vergangene Münzschiebungen und die Zahlungsunfähigkeit des Martin vor, die vor 25 Jahren vielen Bürgern Schaden verursacht hatte. Diese Vorwürfe waren aber nur Scheingründe der Ablehnung; den Hauptgrund bildete ohne Zweifel die große Zahl wohlhabender männlicher Familienmitglieder, die, in mehreren Zünften sitzend, manchen Altbürgern Konkurrenz geboten hätten.

Die junge Generation „auf dem Graben“ und im „Küraß“ fühlte sich durch diese Abweisung ganz besonders gekränkt und begann sich mit dem Gedanken der Auswanderung zu beschäftigen, da sie den Vertröstungen auf eine nächste glücklichere Erledigung nicht traute. Tatsächlich verdüsterten sich die Aussichten zwei Jahre später, 1675, ganz bedenklich durch einen unerwarteten zweiten und dritten „Orell-Unfall“ großen Ausmaßes.

Das Geschäft im „Mohrenkopf“ geriet, wiewohl es nach dem Tode des Ludwig Orell noch vier Jahrzehnte hindurch an der Spitze des Zürcher Seidenhandels gestanden hatte, unter dem zu vornehm tuenden Enkel Melchior Orells, unter Josef Orell-Edlibach, in Zahlungsschwierigkeiten, und nur die rasche Liquidation und ein Ausgleich mit den Gläubigern konnten den Konkurs und die damit verbundene Entehrung verhindern.

Doch nicht genug dieses Unglückes, folgte rasch ein zweites. Der Zusammenbruch des Stammhauses riß auch einen Vetter des Josef, den

Geschäftsmitinhaber Hans Jakob mit in das Verderben. Sein Vater, Jakob, der vierte Sohn des Melchior Orell-Muralt, hatte bei der Heirat seines Bruders Josef mit einer Lavater, das väterliche Haus verlassen (vgl. S. 438), und er zog mit seiner Frau, einer Wolf, in die stattliche „Sonne“ (Storchengasse 12), blieb jedoch mit seinem ganzen Vermögen am „Mohrenkopf“ beteiligt. Das Geschäft ging gut, und Jakob führte, wie sein Vetter Josef, ein Leben, wie es noch kein Orell gekannt hatte. Das Ansehen der „Sonne“ stieg derart, daß zwei Töchter des Jakob von Werdmüllern geheiratet wurden, und als Frau des einzigen Sohnes, des Hans Jakob, kam die Schwester des späteren Bürgermeisters Hans Konrad Grebel in das Haus, wo sie sieben Kinder (zwei Söhne und fünf Töchter) auferzog. Die Krise im „Mohrenkopf“ brachte Hans Jakob um Hab und Gut, er machte Konkurs, verließ die Stadt mit beiden Söhnen, und alle drei starben im Exil; der jüngste Sohn als Barbier in Ostindien. Die von den Grebel auferzogenen Töchter heirateten Bauern und Kleinhandwerker, die jüngste einen ehemaligen Kapuziner, der in Zürich französische Sprachstunden gab.

Das Falliment zweier der angesehensten Großhandelsfirmen der Stadt brachte nicht nur die Geschädigten, sondern auch andere Bürger in helle Aufregung. Man kritisierte die einstigen armen Flüchtlinge, die nun über ihre Verhältnisse üppig lebten, in ihren guten Zeiten ein hoffärtiges Benehmen bekundeten und „auf den Zünften vornehm beiseite gestanden hätten“. Es war offenkundig, unter diesen Umständen konnte die Familie mit dem Vollbürgerrecht noch lange nicht rechnen, was um so drückender war, als sie einstweilen auch in dem 1664 ins Lebengerufenen „Kaufmännischen Direktorium“, das die Interessen von Handel und Industrie im In- und Ausland zu wahren hatte, überhaupt keine oder im besten Fall nur eine untergeordnete Rolle spielen konnten.

Martin Orell-Heß und Hans Ulrich Orell-Spöndlin „Am Graben“ begaben sich daher nach Bern, um dort zu erwirken, daß der Familie gegen Einrichtung einer Seidenindustrie und eines Seidenhandels das Vollbürgerrecht erteilt werde. Über die darüber geführten, leider noch unerforschten Verhandlungen ist nur das bekannt, was Ferdinand Meyer (II, 358f.) aus den Schriften des Venners Albrecht von Erlach mitzuteilen in der Lage war. Dort heißt es an einer Stelle: „Il fut dit, que deux étrangers, deux Orell de Zürich, s'engageaient d'introduire dans le pays une manufacture de soye, qui donnerait à vivre à plusieurs cents personnes, à condition qu'on leur accordât la bonne bourgeoisie de Berne.

Il en fut question en Deux-Cents le 15 Mars 1676, où l'un fit voir la grande utilité d'un pareil établissement, et quoiqu'il y eut de très fortes oppositions, il fut approuvé per majora et saniora, sous la réserve qu'ils ne jouiront du bénéfice de la bourgeoisie, qu'aussi longtemps qu'ils continueraient ce négoce, après avoir perfectionné cet établissement.“ – Die beiden Orell scheinen bei diesem Schritt ohne Zustimmung der anderen Familienmitglieder gehandelt zu haben, denn als die Verwandten davon vernahmen, begannen sie sofort mit dem Zürcher Rat zu verhandeln, und die „Am Graben“ mußten sich in Bern, die unerwartet zu Tage getretene Opposition im Berner Rat vorschützend, und damit das eigene Gesicht wahrend, in aller Stille zurückziehen. Erlach berichtet: „... mais comme ils furent informés des propos désagréables, et des menaces qui s'étaient lâchées, ils ne s'en sont plus souciés, quoique le conseiller Jenner d'Uzigen eut traité à ce sujet plus amplement avec eux à Lenzburg.“ – In Zürich kam der Schritt einer förderlichen Erledigung der langwierigen Angelegenheit dennoch zu gut. Die Gefahr, eventuell einige der größten Exportsteuerzahler zu verlieren, ließ die Gnädigen Herren einlenken. Nach langen Verhandlungen konnte der 83jährige Senior der Familie, Daniel, am 22. Januar 1679 sich mit einer persönlich gehaltenen Bittschrift wieder an die Obrigkeit wenden, und diesmal mit Erfolg. Zürich erklärte die Orell, mit Ausnahme von vier für unwürdig erachteten Zweigen, schon einen Tag später, am 23. Januar 1679, im einhelligen Großen Rat, gegen eine sehr hohe Einkaufssumme (7200 Gulden), für regimentsfähig, wodurch sich in der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Position der einzelnen Linien bald einschneidende Verschiebungen vollzogen.

Die zuletzt verunglückte und nicht regimentsfähig gewordene Jakob-Linie (vgl. S. 442) starb diskriminiert und vom wirtschaftlichen Niedergang hart bedrängt, ohne neue Aufstiegsmöglichkeiten zu finden, rasch aus.

Die Josef-Linie im „Mohrenkopf“, ebenfalls regimentsunfähig geblieben, wäre wohl nach ihrem „Unfall“ auch in Not geraten, hätte sie die „Agentur“ der französischen Botschaft in Solothurn nicht beibehalten können. Zu einer wirtschaftlichen Bedeutung gelangte in Zürich allerdings auch diese Linie nicht mehr, doch gesellschaftlich konnte sie sich, dank ihrer Beziehung zu Paris, in mehreren Zweigen trotzdem weiter hochhalten, ja, ihre Stellung durch günstige Eheschließungen mit Angehörigen der Reisläufer-Aristokratie, sogar noch verbessern. Dies

gilt besonders für die Familie eines Enkels des insolventen Josef, für die Familie des Besitzers des Urdorfer Bades, des Laurenz, der in sein neues Heim im „Meiershof“ eine Schneeberger heimzuführen vermochte. Die Familie der Frau setzte 1760 durch, daß Laurenz Orell und seinen drei Söhnen (Kaspar, Hans Georg und Johannes) die Regimentsfähigkeit nachträglich doch noch zuerkannt wurde, und daraufhin stieg die Familie rasch im Ansehen. Schon im Jahre 1765 war Kaspar Orell-Werdmüller, Constaffelherr, der im Kleinen Rat 1768 die Verwaltung der Obervogtei Steinegg zugewiesen erhielt. Sein Bruder Hans Georg wurde ebenfalls „Agent“ Frankreichs, und Johannes trat in den Staatsdienst. Kaspar und Johannes hinterließen keine Söhne, Hans Georg Orell-Lochmann dagegen drei. Einer erbte die „Agentschaft“, zwei wurden Offiziere: Johann Ulrich Brigade-General in Neapel, Ludwig Oberstleutnant in französischen Diensten. Er heiratete eine Grebel, die ihm von ihren Großeltern (Nägeli, Fluntern) ein schönes Vermögen ins Haus brachte. So verbesserte sich auch die wirtschaftliche Situation im „Meiershof“. Ein Sohn und eine Tochter dieses Ehepaares heiratete in die gräfliche Familie von Normann-Ehrenfels, der zweite Sohn, Carl Anton Ludwig von Orelli, erwarb sich als Forstmeister der Stadt Zürich einen sehr geachteten Namen. Mit ihm starb auch diese Linie der Familie aus.

*

Es sollen hier auch die beiden mißglückten Unternehmungen erwähnt werden, mit welchen zwei Mitglieder dieser Linie den wirtschaftlichen Glanz ihrer Familie außerhalb Zürichs wieder aufzupolieren versuchten.

Ein Bruder des Josef Orell-Edlibach, Melchior, zog nach der Liquidation des Geschäftes im „Mohrenkopf“ mit fünf Kindern in die „Farb“ im Niederdorf, wo seine in sehr bescheidenen Verhältnissen lebende Familie in der zweiten Generation ausstarb. – Melchiors ältester Sohn, Josef, verheiratet mit einer Meyer von Knonau, konnte sich in die veränderten Verhältnisse nicht schicken und unternahm, wohl von seiner vornehmen Mutter, einer Holzhalb, und von seiner Frau sekundiert, einen Schritt, der gewagt war, doch beim Gelingen geeignet schien, die Familie wirtschaftlich wieder auf die Beine zu stellen.

Weil in Zürich die französischen Posamenter die selbständige Taffetbandweberei hintertrieben, richtete Josef 1689 in der Herrschaft seines Schwiegervaters zu Weiningen mit der Hilfe von Refugianten eine solche

Weberei ein. Da Weiningen ein Lehen des Fürstabts von Einsiedeln war, bat er die Gnädigen Herren in Zürich schon gar nicht um Erlaubnis, sondern begann zu fabrizieren, und als auch Gewinne sich eingestellt hatten, zog er – wohl allzu früh – mit seinem Bruder Heinrich Orell-Steiner, der mit an der Arbeit war, demonstrativ in die geräumige Behausung „Zum Berg“ (Hirschengraben 46), was natürlich böses Blut stiftete. Mißgunst, Argwohn und Neid sorgten sofort für eine Untersuchung, woher die „Verunfallten“ plötzlich wieder so viel Geld hatten, und die Gnädigen Herren erklärten Einsiedeln, sie würden niemals dulden, daß auf ihrer Landschaft irgendwelche Fabrik errichtet werde. Orell mußte sein junges schönes Unternehmen liquidieren und anderswo Unterkunft suchen. Er fand eine solche in Berlin, wo Minister von Dankelmann große Anstrengungen machte, in Preußen eine Industrie einzuführen; vor allem sollte die Wolle im Lande selbst verarbeitet werden. Orell, der von der „Mohrenkopf“-Zeit her gute Beziehungen zu preußischen Firmen hatte, begann zu verhandeln und verließ 1695 mit der Familie und einer großen Anzahl in aller Stille geworbener Arbeiter heimlich das Land, dessen Bürgern und Untertanen strengstens verboten war, ihre industriellen Kenntnisse und Erfahrungen anderswo zu verwerten. – Der Umzug erfolgte auf Kosten des Kurfürsten von Brandenburg, der den Arbeitern Wohnung, Arbeitsstätte und Geräte zur Verfügung stellte. Orelli erhielt von ihm ein schönes Wohnhaus geschenkt. – Im August 1697 beschäftigte die neue Fabrik bereits 1500 (ein Jahr später schon 2000) Heimarbeiter und 100 Webstühle mit 190 Arbeitern, die nach Zürcher Art Burat und Wollkrepp herstellten. – Nach kurzem Aufstieg tauchten aber bald Schwierigkeiten auf. Beim Einrichten der Fabrik auf breiter Basis wurde die Konkurrenz viel zu wenig in Kalkulation gezogen. Diese wehrte sich begreiflicherweise aus allen Kräften; sie lockte die Facharbeiter mit höheren Löhnen weg, sie reduzierte ihre Verkaufspreise und verschrie die Orell-Ware, die nach Austritt der besten Arbeiter tatsächlich minderere Qualität zu werden begann und die entsprechend schwieriger zu verkaufen war. Orell bat, seine Produktion einstweilen durch Einfuhrzölle zu schützen, was ihm gewährt wurde, doch nicht lange: auswärtige Kaufleute protestierten gegen diese Willkür.

Der rasch sinkende Absatz brachte Orell in Finanzschwierigkeiten. Er mußte seine Ware verpfänden, um Löhne zahlen zu können; ein von der kurmärkischen Landschaftskasse gewährtes Darlehen von 20000 Talern für Rohstoffeinkäufe war bald aufgebraucht, und ein zweiter erbe-

tener Vorschuß von 30000 Talern wurde abgeschlagen. Da Orell selbst kein Kapital im Geschäfte hatte, setzten bald auch die Verdächtigungen ein: das Geschäft wurde unter Regierungskontrolle gestellt⁵³, und als auch diese unwirksam blieb, wurde die preußische Manufaktur 1699 für immer geschlossen. Orell geriet mit seiner Familie in Not, mußte in Zürich sein Haus „Zum Berg“ verkaufen lassen und erreichte erst 1706, daß ihm in Berlin eine jährliche Rente von 400 Talern ausgerichtet wurde. Eine ihm gehörende kleine Besitzung wurde erst 1714 zurückgegeben; dort starb er im Jahre 1720, ohne Zürich, wo seine Kinder aufwuchsen, je wiedersehen zu können. Sein älterer Sohn fiel 1731 bei Tournay; sein jüngerer Sohn wurde Landschreiber in Weinfeldern und starb ebenfalls unverheiratet.

Als Mitarbeiter nahm Josef Orell-Meyer von Knonau einen Vetter aus dem „Mohrenkopf“, Gerold Orell-Zilli samt Frau, Sohn des „verunfallten“ Josef Orell-Edlibach, mit sich nach Berlin. Auch dieser war begierig, den Namen seiner Familie durch eine Großtat blank zu scheuern, und als das Berliner Luftschloß seines Vetters Josef zusammengebrochen war, da versuchte er mit der Verwirklichung eines eigenen Planes, in der Eidgenossenschaft sein Glück.

Seit Mitte des 17. Jahrhunderts suchten die katholischen Eidgenossen mit spanisch-mailändischer Hilfe Industrie und Handel im eigenen Gebiet planmäßig zu fördern, um der zunehmenden Bevölkerung Brot zu verschaffen und dem immer fühlbarer werdenden wirtschaftlichen Einfluß der seit der Mitarbeit der Tessiner Glaubensflüchtlinge industriell rasch aufblühenden Stadt Zürich einen Riegel zu schieben. Träger dieses Plangedankens waren die aus Monza stammenden Casati, Grafen von Borgolavizarro, die von 1594 bis 1703 als Gesandte bzw. Botschafter der spanischen Krone bei den Eidgenossen und seit 1680 auch als Bürger der Stadt Luzern keine Mühe scheuten, die Wirtschaft der katholischen Schweiz zu heben. Nach verschiedenen mehr oder weniger gelungenen Versuchen, in Rapperswil und Luzern eine Seidenindustrie ins Leben zu rufen, tauchte 1699 der weitere Plan auf, die am Zürichsee zu großer Ausdehnung gelangte verlagsweise Florettseidenindustrie, mit dem Zentrum in Luzern, auch am Vierwaldstättersee heimisch zu machen. Die treibende Kraft scheint der spanische Botschafter Carlo Casati gewesen zu sein, der als Luzerner Bürger auf die obrigkeitlichen Maß-

⁵³ Vgl. Rachel, Das Berliner Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus, Berlin 1935, S. 116/17.

nahmen einen noch maßgebenderen Einfluß auszuüben vermochte als seine Vorfahren. Die Anregung zu dem neuen Plan muß Casati von dem in Berlin vor eine Existenzfrage gestellten stellenlosen Gerold Orelli-Zilli erhalten haben, denn an der Verwirklichung des Projektes, in der Innerschweiz die Florettfabrikation nach Zürcher Art einzuführen und großzügig auszubauen, war Orelli bereits persönlich und richtungsgebend beteiligt. Die Vorbereitungen sind leider noch nicht abgeklärt; bekannt ist nur, daß im Jahre 1702 mehrere Private, Klöster, fromme Bruderschaften, die Verwaltungen von Stipendienfonds und zuletzt auch der Staatsschatz ihre brachliegenden Mittel zusammenlegten, um in Luzern und Umgebung mit dem ansehnlichen Kapital von 125000 Gulden eine Schappe-Industrie zu schaffen, und daß mit der Leitung des Unternehmens der von einem Glarner Fachmann als „Hauptfergger“ sekundierte Gerold Orell mit dem Auftrag betraut wurde, die notwendigen Vorarbeiter, Kämmler und Werkzeuge (vor allem Kammkarden), möglichst rasch aus dem Zürcher Gebiet zu beschaffen. Das Kapital der neuen „Seidenmanufaktur“ sollte er einstweilen nur mit 3 Prozent verzinsen.

Der Luzerner Betrieb stieß von Anfang an auf große Schwierigkeiten. In Mailand behinderte Zürich den Rohstoffeinkauf derart, daß Spaniens Intervention in Anspruch genommen werden mußte, um die Ausfuhr von Seidenabfällen nach Luzern zu ermöglichen. Auch an der Reuß wurde nun versucht, Seidenraupen zu züchten; natürlich ohne Erfolg. – Nur mit Mühe vermochte Orell in Stäfa einen tüchtigen Kämmler zu bewegen, mit seiner Tochter nach Luzern zu übersiedeln und dort die interessierten Landleute in zehntägigen Kursen im Kämmen zu unterweisen. Eine rasche Zunahme der Schüler war indessen ebensowenig herbeizuführen wie die Ausbreitung der Spinnerei, Zwirnerei und Weberei, weil Zürich gegen die von einem ungetreuen Mitburger gegen die eigene Vaterstadt und gegen seine nächsten Geschlechtsverwandten angezettelte Konkurrenz energische Abwehrmaßnahmen zu treffen anfang. Die Ausfuhr von Kämmen und Zwirnrädern wurde streng verboten, und die der Innerschweiz am nächsten amtierenden Landvögte von Wädenswil und Knonau erhielten den Befehl, „fleißig vigilieren zu lassen, daß keine Landeskinder und Arbeiter des Seidengewerbes hinwegziehen.“ So kam die Luzerner Manufaktur nur langsam vom „Fleck“, doch mit der Zeit konnte Orell sie dennoch organisieren. Er ließ den Rohstoff nach Luzern bringen, wo in der städtischen Ferggerei im „Haus beim Grund unten“ die zu

fäulenden Strusi ausgesondert und wie in Zürich, zur Verarbeitung an die Landbevölkerung abgegeben wurden. Die Strazza blieb in Luzern, wo sie von geschulten Kämmlern – ihre Zahl stieg bis auf 14 – in Stam verwandelt wurde. Die gekämmte Seide wurde in der Ferggerei zu Luzern gesponnen und zum Teil auch verwoben. In den besten Zeiten arbeiteten dort acht Webstühle.

Orell gelang es trotz aller Anstrengung nicht, den Betrieb rentabel zu gestalten. Als nach sechs Jahren (Ablaufstermin seines Anstellungsvertrages) Inventar gemacht und Bilanz gezogen wurde, da schloß sie mit einem Verlust von über 55000 Gulden, und Orell wurde entlassen. Seine Nachfolger in der Leitung des Staatsbetriebes, die ihn als Fergger verwendeten, vermochten aber auch keine günstigere Resultate zu erzielen; Luzern begann die „Fabrik“ 1714 zu liquidieren. Der Gesamtverlust betrug 123000 Gulden; die stärkste Einbuße (83000 Gulden) erlitt die Staatskasse.

Was dem Staatsbetrieb nicht gelang, das brachte schon nach kurzer Zeit private Unternehmertüchtigkeit zustande. Heinrich Imbach, in der Folge vom Volk der „Sydeheiri“ genannt, erfaßte das Wesen des Verlagsbetriebes besser als Orell, übernahm die Vorräte und Einrichtungen der obrigkeitlichen Experimentierwerkstätte und baute damit in Luzern, Weggis und Gersau, Orell weiter als Fergger verwendend, nach dem Zürcher Vorbild einen Seidenverlag auf, der den Unternehmer zum reichen Mann machte.

Hat auch Gerold Orell als Unternehmer versagt, seine Initiative schenkte der Innerschweiz jene bis vor kurzem wenig beachtete, eine Zeitlang starke Schappeindustrie, die von Dr. Rudolf Faßbind in seiner Dissertation erstmals beleuchtet wurde. Auch dieses Gewerbe wurde also von dem Nachkommen eines Tessiner Flüchtlings in Gang gebracht, wodurch die wirtschaftliche Bedeutung dieser Flüchtlinge für die deutsche Schweiz keine unwesentliche Steigerung erfährt.

*

Das Opfer des ältesten „Unfalles“, der Martin-Zweig („Am Graben“ und beim „Küraß“), erholte sich schon vor der Erlangung der von diesem Zweig am energischsten geforderten Regimentsfähigkeit, und er durfte seinen Erfolg nachher in jeder Beziehung genießen. Hans Ulrich wurde 1681 Stadtrichter und 1684 von seiner Zunft (Kämbel) in den Großen Rat gewählt (1692 Landeshauptmann zu Wil), während Martin jr. 1698 Mit-

glied des Kaufmännischen Direktoriums wurde. – Der soziale Aufstieg der Firmainhaber kam auch ihrem Unternehmen zugut, und mit dem Ansehen und Vertrauen wuchs auch der Umsatz des Geschäftes und der damit verbundene Gewinn, der den beiden ältesten Brüdern im Jahre 1691 schon erlaubte, den vornehmen Werdmüllerschen Herrensitz „Zum Grabenhof“ (Bahnhofstraße 33) zu erwerben. Der jüngste Bruder, Daniel, blieb am „Graben“ beim Geschäft, was jedoch nicht hinderte, daß im Jahre 1700, als Nachfolger seines Bruders Hans Ulrich, auch er in den Großen Rat gewählt wurde. Sein einziger Sohn Kaspar, der auch die beiden kinderlos verstorbenen Oheime beerbt hatte, heiratete die vornehme Anna Magdalena Grebel, zog in den stattlichen Sitz „Zum Grabenhof“, liquidierte die alte Firma „auf dem Graben“ und lebte von 1730 an als Rentner. Damit begann auch bei den Orell jener Feudalisierungsprozeß, dem man bei zu Wohlstand gelangten einstmaligen Kaufherrengeschlechtern des 17. und 18. Jahrhunderts so oft begegnet und den Hans Schultheß (a.a.O., S. 193f.) mit den treffenden Worten schildert: „Man lebte aus den Renten und den Erträgen der Güter unter betonter Mißachtung kaufmännischer, geschweige denn gewerblicher Betätigung. Um so erpichter war man auf Ehrenstellen im Staatswesen und auf Offizierschergen in einheimischem und fremdem Kriegsdienste. Der verwandtschaftliche und gesellschaftliche Verkehr beschränkte sich mehr und mehr auf den eng geschlossenen Kreis junkerlicher und gerichtsherrlicher Familien mit Einschluß der in ausländischem Dienste stehenden zürcherischen Militäraristokratie. Der Besitz einer Gerichtsherrschaft galt mehr als ein noch so einträgliches Geschäft, das Leben eines Edelmannes mehr als Mühe und Arbeit ... Bei alledem aber wäre es unrichtig, betont Schultheß mit Recht, diese Edelleute in Bausch und Bogen als Müßiggänger betrachten zu wollen; ist doch der Schweiz gerade aus diesen Kreisen eine stattliche Zahl ausgezeichnete Staatsmänner und hoher Offiziere erwachsen. In der Hauptsache waren diese vornehmen Herren bei der Landbevölkerung als Obervögte und Landvögte wesentlich beliebter als manche Kaufleute und Handwerker, die von der Kunst des Regierens wenig oder nichts verstanden, sich dafür aber mitunter in einem gänzlich unangebrachten Hochmut gefielen.“

Die Frau des früh (1744) verstorbenen Kaspar Orell und ihr Vetter und Schwager, Fraumünster-Amtmann Junker Felix Grebel, verankerten das Rentnerideal des Vaters in die eheliche Verbindung der hinterlassenen beiden Kinder mit Kindern des ebenfalls „feudalisierten“ Gerichts-

herrn Muralt (vgl. dort) zu Oetlishausen. – Von da an wurden die männlichen Nachkommen dieser Orell Offiziere, „Beamtete“ und hohe Würdenträger. Aus ihrer Reihe stieg der erste Orell 1780 in die Gesellschaft der „Schildner zum Schneggen“ auf. – Der letzte Bewohner der 1861 verkauften Liegenschaft „Zum Grabenhof“, Oberrichter Heinrich von Orelli-Schultheß⁵⁴, erwarb sich u.a. auch um die zürcherische Blinden- und Taubstummenanstalt große Verdienste. Sein 1854 niedergelegtes erstmals von Hans Schultheß (a.a.O. S. 305f.) veröffentlichtes Glaubensbekenntnis, verdient es, in dieser Zeitschrift für die Geschichte des Protestantismus als charakteristisches Zeitdokument um so mehr festgehalten zu werden, als ich über die religiöse Ansichten der bisher behandelten Nachkommen der Tessiner Flüchtlinge, mangels Quellen, nichts auszusagen vermochte. Orells Bekenntnis lautete zu einer Zeit beginnender Gottesleugnung:

„Meine religiöse Überzeugung beruht auf dem Dasein eines höchsten über der Natur stehenden, mit Weisheit, Allmacht und Liebe begabten Wesens. Wie dasselbe auf die Menschheit wirkt, weiß ich nicht. Oft war es mir, als ob ein unsichtbares Wesen mich umschwebte. Die Verbindung des Sinnlichen mit dem Übersinnlichen wird uns wohl immer ein Geheimnis bleiben. Den höchstmöglichen Aufschluß darüber gab uns Christus, der uns die erste Kunde brachte davon, dass der Mensch Gottes Sohn sei. Es war mir längst ein Genuß, in der Bibel zu lesen. Um die Dogmen habe ich mich wenig bekümmert, dagegen mich oft des Gedankens erfreut, daß sich einst die verschiedenen christlichen Konfessionen in Eine auflösen werden. Eine Weltreligion wird kaum zustandekommen. Im übrigen ist meine religiöse Ansicht auch durch die Phrenologie befestigt worden, denn der Sinn für Religiosität ist dem Menschen angeboren. So lange Menschen gewesen sind und sein werden, haben sie sich zur Gottheit angezogen gefühlt. Es ist also keine angelernte Gewohnheit, fromm zu sein. Diese Art der Gottesverehrung gibt uns die sicherste Botschaft vom Dasein Gottes, gerade so wie unsere äußern Sinne uns Bürgschaft geben für das Dasein der Sonne am Himmel.

Diesem Gott, diesem Gott der Liebe vertraue ich mit heiterem Sinne; was er tut, ist wohlgetan. Vor dem Gesetz der unendlichen Weisheit beuge ich die Kniee, mag geschehen, was da wolle. Wenn ich sterbe, sei mein letzter Gedanke, Gott zu danken für die unzähligen Wohltaten, die ich durch seine Güte und Gnade empfangen habe; weit entfernt, noch irgendwelche weitere Ansprüche erheben zu wollen, alles seiner unendlichen Weisheit in tiefer Dankbarkeit zu überlassen.“

Mit dem gleichnamigen Sohn des Oberrichters Heinrich von Orelli, einem Privatgelehrten in Berlin, erlosch 1880 dieser Zweig der Familie.

Etwas später starb auch der zweite Zweig der Linie „auf dem Graben“, die Nachkommen des um 1668 zum „Küraß“ übersiedelten Hans

⁵⁴ Die Familie führt seit 1784, mit obrigkeitlicher Bewilligung, das Adelsprädikat „von“ (vgl. S. 454).

Jakob Orell-Geßner (vgl. S. 440) aus. Von seinen Söhnen wurde nach der Erlangung der Regimentsfähigkeit schon 1684 der besonders tüchtige, seit 1682 im Haus „Zum Ochsen“ wohnende Melchior als erster Orell in das Kaufmännische Direktorium gewählt und damit auch bei dieser Firma der soziale Aufstieg eingeleitet, der hier eine Zeitlang ebenfalls mit wirtschaftlichem Erstarken verbunden war. Wohl wurde Melchiors ansehnliches Vermögen durch seine Tochter den Familien Hartmann und Hirzel zugeführt, doch verstand es ein Neffe, Hans Konrad, dem Namen dieser Orell weiter guten Klang zu verleihen. Wenige Jahre nach seiner Verheirathung mit Anna Margaretha Lavater machte er sich im „Schanzenhof“ (Bärengasse 22) selbständig und pflegte dort neben dem Seidenhandel das Wechselgeschäft mit gutem Erfolg, viel stärker, als dies in den Exportgeschäften sonst üblich war. Nach Orells frühem Tode (1729) führten seine zweite Frau, Anna Magdalena Zureich, und seine beiden Söhne aus erster Ehe (Hans Jakob Orell-Geßner und Hans Caspar Orell-Escher) das Geschäft im „Schanzenhof“ weiter, bis diese 1739 den dritten ledigen Bruder, Hans Konrad, heranziehend, das Seidengeschäft übernahmen, während das „Bank“-Geschäft, unter der Firma „Joh. Konrad Orells Wwe.“ vom einzigen Sohn der Zureich, Beat Orell-Nüscheler, geleitet, ebenfalls im „Schanzenhof“ weiter blühte. Streit trennte die Brüder im Seidenhandel, was eine bei Schultheß nachzulesende interessante soziale Umschichtung (Aristokrat, Kleinbürger und „Verländlichung“) dieses 1904 ausgestorbenen Zweiges herbeiführte. Die Wechselbank hielt sich im „Schanzenhof“ bis zum Jahre 1780 auf hohem Niveau, dann starb Beat, und sein einziger, 24jähriger Sohn, Mathias, war den hohen Anforderungen des Geschäftes, das in den bewegten Jahren vor der Französischen Revolution besondere Vorsicht erheischte, nicht gewachsen. Er ließ sich auf ungewöhnlich große Kredite ein, und der Konkurs der Firma Johann Caspar Escher & Co. in Zürich riß ihn 1788 mit ins Verderben; von Orelli mußte das Geschäft liquidieren, mit den Gläubigern einen Vergleich abschließen und die Stadt verlassen. Er starb 1826 zu Bischofszell in ärmlichen Verhältnissen. Söhne und Enkel lebten aus Gelegenheitsgeschäften, nur ein Enkel wurde Offizier und starb als letzter dieses Zweiges 1889 in türkischen Diensten. — Inzwischen waren auch die anderen Mitbesitzer des „Schanzenhofes“ ausgestorben; das Haus wurde 1846 von der Familie Bodmer „Zur Arch“ gekauft.

*

Vom Glück mehr verwöhnt wurde die vom jüngsten Sohn des Melchior Orell, von Daniel Orell-Goßweiler begründete, inzwischen ebenfalls ausgestorbene Linie „Zum Gemsberg“ (vgl. S. 437). Auch Daniel war Seidengarnfabrikant und als solcher sehr erfolgreich. Er war stolz auf seinen Namen, zu dessen Ehren er eine Familienchronik schrieb und die Erlangung der Regimentsfähigkeit mit dem gleichen Eifer erstrebte, wie er die adelige Abstammung seines Geschlechtes unermüdlich nachzuweisen suchte. Im Dienste dieses Namens wurde er auch der schärfste Richter und Verfolger der Angehörigen, die dem altehrwürdigen Namen zur Schande gereichten.

In die führende Schicht der Zürcher Seidenfabrikanten aufgerückt, stieg das Ansehen des „Gemsbergs“ derart, daß Daniels Sohn Hans Georg in seiner zweiten Ehe schon eine Hirzel heimführen konnte, nachdem er bereits vorher von der „Saffran“-Zunft in den Großen Rat gewählt worden war. Seine Nachkommen, ebenso sein Bruder Kaspar und dessen Nachkommen, sodann der um 1665 in die „Stelze“ (Neumarkt 11) gezogene jüngste Sohn des Stammvaters, Hans Rudolf, gehörten schon zu den führenden Kreisen des Großen Rates, und ein Enkel des Hans Georg Orell-Hirzel stieg als Constaffelherr sogar in den Kleinen Rat auf, wo er wichtige Missionen erfüllte. Der feingebildete und vielgereiste Sohn dieses Hans Heinrich Orell-Lavater, Heinrich Orell-Orell, erklomm sogar den Gipfel der Würden, die das alte Zürich zu verleihen hatte, er wurde 1778 zum Bürgermeister der Stadt, zum Staatsoberhaupt des eidgenössischen Standes Zürich, gewählt und war damit – als Nachkomme eines gnadenweise aufgenommenen Flüchtlings aus Locarno – auf jene höchste Stufe der sozialen Leiter in Zürich aufgestiegen, die so manche strebsame und ehrgeizige Alt-Zürcher nicht zu erreichen das Glück hatten.

Da die Verdienste Orells, die zu seiner außerordentlichen Beförderung führten, hauptsächlich auf volkswirtschaftlichem Gebiete lagen, ist es angebracht, sie hier, wo über die wirtschaftliche Bedeutung der Tessiner Flüchtlinge für die deutsche Schweiz berichtet wird, kurz zu kennzeichnen.

Heinrich Orell wurde mit einem guten Zürcher Schulsack zum Großkaufmann erzogen, der nach dem Bericht eines Enkels „auch im Greisenalter sein Latein noch gut verstand und sein Griechisch nicht ganz vergessen hatte. Das Französische und Italienische hatte er gut inne, auch las er in der Regel die besten neuen Bücher“. Mit dem Eintritt in das Mannesalter unternahm er zur kaufmännischen Ausbildung mehrjährige

kostspielige Studienreisen in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden. Den Abschluß bildete ein langer Aufenthalt bei der Filiale des väterlichen Geschäftes in Bergamo. Heimgekehrt, heiratete er 1742, für Zürcher Sitten eher spät, mit 27 Jahren eine reiche verwaiste Verwandte zur „Stelze“ (vgl. S. 455) und nahm seinem Vater, der als Ratsherr durch Verwaltungsaufgaben zu sehr in Anspruch genommen worden war, zehn Jahre lang die Lasten des Seidengeschäftes ab. Daß er 1747 von der Constaffel in den Großen Rat gewählt wurde, belastete ihn nicht zu stark. Nach dem Tode seines Vaters (1752) übergab er das Seidengeschäft unter weiterer stiller Beteiligung seinem Schwager Hans Conrad von Muralto „Zum Ochsen“, um sich nach seinem Grundsatz: „Wer es kann, muß dem Staate umsonst dienen“, ganz den öffentlichen Geschäften widmen zu können. Noch im Jahre 1752 wurde er Mitglied des Kaufmännischen Direktoriums, worin er bald das Präsidium führte. Fünf Jahre später (1757) wählte man ihn zum Constaffelherren, und er kam dadurch automatisch in die Regierung, in den Kleinen Rat, wo er bald darauf Seckelmeister (Finanzdirektor) wurde. In diesem verantwortungsvollen Amt war damals neben den zeitraubenden laufenden Geschäften (Gutachten, Berichte, Zentralkassa-Verwaltung, Abrechnung mit den Sonderverwaltungen, Jahresrechnungen der Gemeinen Herrschaften) ein brennendes Problem zu lösen, und diese Aufgabe fiel dem vielgereisten und weltgewandten Orell zu: Zürich hatte dank der Konjunktur des Siebenjährigen Krieges sowohl bei Privaten als in der Staatskasse zuviel brachliegendes Geld, was mit einem Zinszerfall, mit allen seinen unerwünschten Folgeerscheinungen verbunden war: mit einer Abnahme der Renteneinkünfte in den höchsten Schichten der Bürgerschaft und Überhandnahme der Schuldenmacherei in der Bauernschaft. Da Handel und Industrie noch völlig auf dem Prinzip der Selbstfinanzierung beruhten und ihr Kapitalbedarf vollauf gedeckt war, mußte Orell in der von Heidegger und Leu aufgebauten „Zinskommission“ Wege suchen, um das Kapitalangebot im Inland herabzusetzen. Er fand sie in der vorsichtigen Nutzung der sich damals schon reichlicher bietenden Möglichkeiten des Kapitalexportes für lange und zähe Verhandlungen beanspruchende Auslandsanleihen. Dank seinen weitverbreiteten Beziehungen und seinen reichen Erfahrungen brachte Orell bei verschiedenen deutschen Standesherrschaften, in englischen Annuitäten, Wiener Stadtbank-Obligationen, französischen Verschreibungen auf die Pariser Post usw. einen ansehnlichen Teil des Zürcher Staatsschatzes mit guter Verzinsung an,

und diese Anlagen erwiesen sich klug und sicher, bis die Revolution alles ins Wanken brachte, was natürlich nicht dem 1785 gestorbenen Heinrich Orell angekreidet werden konnte. Seine Zeitgenossen haben ihn vielmehr in wohlverdienter, dankbarer Anerkennung seiner Verdienste am 4. Mai 1778 als Nachfolger Heideggers in den Bürgermeisterstuhl gehoben, nachdem er vorher noch an dem französischen Bund fünf Jahre hindurch mitarbeitete, den er für Zürich am 28. Mai 1777 in Solothurn mit Statthalter Heinrich Escher zusammen siegeln durfte.

Bürgermeister Orell zulieb wurde nach langem Drängen eines andern Familienmitgliedes (vgl. S. 459) von den Gnädigen Herren am 9. Oktober 1784 bewilligt, daß die Orell, die der „Universitas Nobilium Locarni“ angehörten, in Zukunft den Namen „von Orell“ führen mögen, und diese stifteten 1785 zur Einigung des „in Zürich verburgerten adelichen Hauses“ und zum Besten und zum Nutzen seiner Nachkommenschaft, dem „Vorbild der Muraltischen Familie“ folgend (vgl. dort), einen Familienfonds mit 7860 Gulden Anfangskapital.

Bürgermeister Heinrich von Orell hinterließ keine männlichen Nachkommen. Mit ihm starb der „Gemsberg“-Zweig seiner Familie aus. Da er seit seiner Verhehlung in der „Stelze“ wohnte, verkaufte er das väterliche Stammhaus „Zum Gemsberg“ an einen Vetter; die „Stelze“ aber erbte sein Schwiegersohn Zunftmeister Wilhelm Füßli, der zusammen mit seinem Schwager Ratsherr Kaspar Meyer von Knonau das große Vermögen des Bürgermeisters teilte.

Kurz seien noch einige Mitteilungen über die Orell „Zur Stelze“ gemacht, aus der Zeit vor dem Übergang in den Besitz des Bürgermeisters. Daniel sen. erwarb dieses neben dem väterlichen „Mohrenkopf“ liegende Haus (Neumarkt 11) um 1630; es wurde jedoch von seinem jüngsten Sohn, Hans Rudolf, erst 1665 übernommen und bezogen, als er sich von seinem ältesten Bruder Hans Georg getrennt hatte und in der „Stelze“ ein eigenes Unternehmen anfang. Auch dieses Geschäft blühte rasch auf, und der Chef wurde von „Schiffleuten“ in den Großen Rat gewählt. Als Hans Rudolf 1702 starb, hinterließ er aus zwei Ehen zwei Söhne, den 25jährigen Daniel und den 12jährigen Hans Leonhard. Daniel führte das Geschäft weiter, bis Leonhard (1716) heiratete; da trennten sie sich, und Leonhard übernahm die Firma „Zur Stelze“, während Daniel sich – allem Anschein nach mit wenig Glück – selbständig machte, denn plötzlich taucht er in Grubenthal (Rheintal) auf, während seine Kinder in sehr bescheidenen Verhältnissen wieder zu Zürich von den Großeltern

(Morf und Weiß) betreut werden. – Daniels Halbbruder, Hans Leonhard, der die „Stelze“ zu einem führenden Seidenhaus zu entfalten verstand, stiftete ein Legat von 3000 Gulden, dessen Zinserträge den studierenden Söhnen aus der Nachkommenschaft Daniels zugut kommen sollten.

Der zu großem Ansehen und Vermögen gekommene Hans Leonhard, Mitglied des Kaufmännischen Direktoriums, hinterließ nur eine Tochter, Anna Barbara, die 1742 die Frau des späteren Bürgermeisters Heinrich Orell „Zum Gernsberg“ (vgl. oben S. 453) wurde. Die Linie „Zur Stelze“ war nun auch erloschen.

XI.

Von den sechs Söhnen des Melchior Orell-Murali leben heute nur noch Nachkommen des Felix Orell-Wüst „Zum Spiegel“ (1580–1640), d. h. sie stammen durchweg aus dem Unternehmen ab, in welchem Aloisio Orell den Grund zum Aufstieg seiner Familie gelegt hatte.

Die im Jahre 1602 ins Leben gerufene Firma „Felix Orell und Mitheften“, später nur „Orell im Spiegel“ genannt, setzte das alte Geschäft des Aloisio und des Melchior Orell, die Seidengarn-, Florett- und Tüchlifabrikation, fort, und sie nahm auch, die niedrigen Löhne der Zürcher Landschaft nützend, die Produktion für Lyoner und Genfer Firmen auf, die ihr ohne Risiko und ohne grosse Kapitalbeanspruchung Gewinne eintrug. Die Pflege dieses Geschäftes führte ihr sogar den weitbekannten Francesco Turretini aus Genf, der eine Zeitlang mit den Werdmüller zusammen gearbeitet hatte, als ständigen, sehr bedeutende Aufträge erteilenden Kunden zu. – Orell verstand es auch, die wirtschaftlichen Vergünstigungen der 1618 errichteten französischen Kapitulation mit den Eidgenossen geschickt auszunützen, und so stieg sein Unternehmen schon wenige Jahre später in die erste Reihe der Zürcher Textilexporteure auf. – Die aus den Verkäufen und Lohnarbeitsverträgen resultierenden beträchtlichen Auslandsguthaben ermöglichten Orell, dem Vorbild der Werdmüller folgend, auch das internationale Überweisungs- und Wechselgeschäft intensiv zu betreiben, woraus seinem Unternehmen weitere ansehnliche Gewinne und wesentliche Erleichterungen bei der Finanzierung seiner eigenen Rohstoffbezüge erwuchsen.

„Der große Kaufherr“, wie ihn Hans Schultheß mit Recht bezeichnet, nahm es – reich geworden – mit den Zunftvorschriften Zürichs nicht immer genau, wenn er sich durch ihre Übertretung Nutzen oder auch nur

ästhetischen Genuß verschaffen konnte. Wenn er wegen Bezugs von fremden Zwirnradern oder von einem Winterthurer Ofen gebüßt wurde, so nahm er das willig hin; doch Dr. Schultheß mag recht haben, wenn er bemerkt, daß er sich und seinen Söhnen mit derartigen Verletzungen der Handwerker-Interessen „keinen Gefallen erwies“ und daß die Benachteiligten „in der Lage waren, ihm, seinen Söhnen und Enkeln dieselben heimzuzahlen“. Die Verweigerung der erstrebten Regimentsfähigkeit stand ohne Zweifel auch mit „Felix Orells eigenmächtigem Handeln“ im Zusammenhang. Allerdings, demgegenüber suchte er durch die Entfaltung seines Geschäftes, dessen Exportabgaben für die Staatskasse immer wichtiger wurden, und durch die „Fiancierung“ seiner Söhne mit den Töchtern finanzkräftigster Kaufleute Karten in die Hände zu bekommen, die im Bedarfsfall als Trümpfe ausgespielt werden konnten. Sein ältester Sohn Felix heiratete eine Werdmüller, die Enkelin von David „dem Reichen“, zwei Söhne (Johann Melchior und Hans Kaspar) heirateten aus der führenden Kaufmannsfamilie Heß; nur ein Sohn, Hans Rudolf, brachte, „unprogrammäßig“, aus der kaufmännischen Lehre in Genf eine welsche Ehefrau, Suzanne Dangueret, heim und mußte dafür zeitlebens büßen. Aus dem Seidenhandel ausgestoßen, suchte er als Drogen- und Spezereiwarenhändler sein Auskommen (vgl. S. 457).

Da von den drei letztgenannten Söhnen des Felix im „Spiegel“ keine Nachkommen mehr leben bzw. sich zur Familie bekennen, seien hier ihre nicht sehr bemerkenswerten wirtschaftlichen Schicksale kurz vorweggenommen, um dann dem einzigen noch blühenden Zweig um so mehr Aufmerksamkeit widmen zu können.

Johann Melchior Orell-Heß in Stadelhofen war mit seinem Bruder Felix (vgl. S. 455) am „Spiegel“ beteiligt und starb ohne männliche Nachkommen im Jahre 1663. Sein Vermögen floß den Schwiegersöhnen (Ziegler, Faesi, Nüscher und Wolf in Zürich und Schalch in Schaffhausen) zu.

Hans Kaspar Orell-Heß war mit seinem Schwager Rudolf Heß im „Wollenhof“ vergesellschaftet, wo sie in kurzer Zeit eine „Seiden- und Wollfabrik“ aufzogen, die schon im dritten Jahr ihres Bestehens unter den 57 Exporteuren Zürichs an der fünfzehnten Stelle stand. (Der „Wollenhof“, ursprünglich Werdmüllerscher Betrieb, wurde 1660 von den Heß auf einer Gant in traurigem Zustand erworben.) – Orells Sohn, Felix, war am „Wollenhof“ bis zu einer Erbschaftsteilung in der Familie Heß im Jahre 1702 beteiligt, dann wurde das gemeinsame Ge-

schäft liquidiert und die Einrichtungen, darunter fünf Seidenräder, an Hans Conrad Escher verkauft. Felix starb 1718 kinderlos; das Vermögen erbten seine Frau (eine Eßlinger) und seine Schwester, Frau des Daniel Orell im „Grabenhof“ (vgl. S. 449). Auch diese Linie war nun erloschen.

Der wegen seiner „Mesalliance“ zurückgesetzte Rudolf Orell-Dangueret kam mit seinem Spezereigeschäft auf keinen grünen Zweig. Als er 52 Jahre alt in karger Vermögenslage starb, war sein ältester Sohn 18, der zweite 12, der jüngste 6 Jahre alt. Felix, der älteste, setzte das väterliche Geschäft fort und arbeitete sich mit Hilfe der Schwiegereltern (Schweizer) langsam in die Höhe. Dagegen erloschen die Familien seiner jüngeren Brüder (der jüngste wurde Zuckerbäcker) in bescheidenen Verhältnissen schon im 18. Jahrhundert.

Felix Orell-Schweizer konnte sich bereits mit 40 Jahren das Haus „Zum goldenen Löwen“ (Schifflande 14) erwerben, und zwei Söhne aus zweiter Ehe etablierten sich mit seiner Hilfe in einem eigenen Haus „Zum weißen Wind“ (Oberdorfstraße 20), unter der Firma „Orell auf Dorf“, gleichfalls als Drogisten („Materialisten“). – Ein Enkel dieses Felix, Hans Heinrich, vereinigte durch Erbfall für eine Zeit beide Geschäfte in seiner Hand, nachher stattete er, da sein ältester Sohn unter dem Einfluß seines Großvaters Theologe wurde, seine beiden jüngsten Söhne mit ihnen aus.

Der ältere, Hans Jakob, verheiratet mit einer reichen Bauern-tochter (Straßer) von Benken, erhielt die Handlung „Zum weißen Wind“, wo er auch Baumwollgeschäfte zu treiben anfang. Das Ansehen dieses Hauses wuchs rasch. Von Orelli wurde ein sehr geschätzter Friedens-richter, und 1816 wählte ihn die Zunft zur Safran in den Großen Stadt-rat. Das Geschäft wurde von seinem jüngeren Sohn, Conrad, weiter-geführt, der auf die Drogerie bald verzichtete und nur noch Baumwoll-handel trieb, um mehr Zeit für den Militärdienst zu gewinnen. Er starb 1876 unverheiratet als Oberstleutnant. – Der ältere Sohn wurde auch hier Theologe. Als solcher stieg er zum Dekan in Egg, Kirchenrat und Kammerer auf. Sein einziger Sohn, Johannes, wurde sowohl dem Spezereihandel als dem Textilgewerbe der Ahnen untreu – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lockern, ja lösen sich die Traditionen auf – und eröffnete ein vielversprechendes „Institut“ zur Herstellung mathe-matischer, physikalischer, optischer und mechanischer Instrumente. In Zürich hielt damit die moderne Feinmechanik ihren Einzug, und es verdient festgehalten zu werden, daß die Initiative dazu wieder von

einem Nachkommen eines Locarner Flüchtlings ausgegangen war. Der Sohn, der das „Institut“ weiterführen sollte, opferte es einer Ingenieur-
stelle zulieb, die ihm von der österreichischen Nordbahn angetragen wurde. Für seine Verdienste wurde in Wien sein Adel anerkannt, er aber paßte sich so weit an, daß er auf sein Locarner-, Zürcher- und Schweizertum, ebenso auf die Verwandtschaft verzichtete.

Der jüngste Sohn des Hans Heinrich (vgl. S. 457), Hans Rudolf von Orelli-Schauvelberger, bekam vom Vater die Kolonial- und Farbwarenhandlung im Haus „Zum goldenen Löwen“, und der neue Chef hob das Geschäft in schönster Art. Er war nebenbei ein leidenschaftlicher Politiker, ein Konservativer reinsten Wassers, der im Dienste seiner Ideale kein noch so großes Opfer scheute. Nach seinem Tode wurde das Geschäft von seinem jüngsten Sohn, Johann Kaspar von Orelli-Hofmeister, und von zwei erwachsenen Enkeln, Kindern des früh verstorbenen ältesten Sohnes Hans Rudolf von Orelli-Wehrli, weitergeführt. Da die beiden Vettern noch vor ihrem Onkel starben, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, zog sich Johann Kaspar auf sein Gut in Eschbach bei Lindau zurück und überliess das Geschäft seinen Söhnen, mit welchen dieser Zweig 1920 erlosch. – Der ältere Bruder des Johann Kaspar, Heinrich von Orelli-Cramer, war bis zum Tode des Bruders Hans Rudolf im Geschäft „Zum goldenen Löwen“, trennte sich dann von den Neffen und vom Bruder und zog zu seinem ledigen Vetter Conrad (s. S. 457) in den „Weißen Wind“ und gründete dort 1833 im Lokal der alten Drogerie ein Engros-Geschäft für Kolonialwaren und Öl, das so gut ging, daß er nach dem Tod des Vaters (1835) den Entschluß faßte, mit seiner ansehnlichen Erbschaft, vor allem für die Öllagerung, ein eigenes großes Geschäftshaus, das er „Zum Olivenbaum“ nannte, zu bauen und darin mit seinem Sohn, Hans Rudolf von Orelli-Heß, eine gemeinsame Firma zu gründen. (Er zog mit seinem Vetter in den „Olivenbaum“, und das Haus „Zum weißen Wind“ wurde, wie Herr Dr. Paul Guyer lebenswürdigerweise ermittelte, 1838 an einen Küfer (Koller) verkauft.) Der Sohn, von Orelli-Heß, wohnte im Heßschen Haus „Zum goldenen Stern“, Kirchgasse 14.

Das Ölgeschäft entwickelte sich überaus gut, und von Orelli-Heß gehörte bald zu den angesehensten und beliebtesten Mitgliedern der Familie. Im Jahre 1865 wurde er von der Zunft zur Saffran in den Großen Stadtrat gewählt. Daß er keine Söhne hatte, bekümmerte ihn; sein ansehnliches Vermögen ging 1884 in den Besitz seines Schwieger-

sohnes Gottfried von Grebel über, Vater des kürzlich verstorbenen, allgemein verehrten und beliebten Bezirksgerichtspräsidenten Dr. Hans von Grebel-Hürlimann.

*

Felix Orell-Werdmüller (1609–1666), ältester Sohn des Felix Orell-Wüst (vgl. S. 456), setzte das blühende väterliche Unternehmen im „Spiegel“ mit großem Erfolg fort, und darin folgten ihm seine Nachkommen, durch drei Generationen zusammenhaltend, mit seltenem Geschick nach. Im Jahre 1744 trennten sich seine reich begüterten Urenkel (Felix, Caspar und Hans Conrad) und gingen eigene Wege:

I. Der jüngste, Felix (verheiratet mit einer Stockar), betrieb ein eigenes Seidengeschäft mit Faktorei in Bergamo, wo er seinen zweitjüngsten Sohn mit 22 Jahren verlor. Sein ältester Sohn führte das Geschäft, unverheiratet, weiter. Mit seinem Tode hörte das Unternehmen 1799 auf. Der jüngste Sohn des Felix wurde Offizier in französischen, dessen unverheirateter Sohn in württembergischen und österreichischen Diensten. Der Zweig starb 1826 aus.

II. Der älteste, Hans Kaspar (in erster Ehe mit einer Escher, in zweiter mit einer Lavater verheiratet), begründete 1744 im „Kronentor“ (Seilergraben 1) eine Seidenfirma, deren Gewicht Kaspar mit der Zeit in den Großen Rat und ins Kaufmännische Direktorium brachte. Er hatte vier Söhne:

a) Der älteste, Heinrich, heiratete mit 23 Jahren die Millionärstochter Regula Ott und gründete im neubauten Haus seines Schwiegervaters „Zum Garten“ (Rämistraße 18) einen eigenen Seidenverlag, dessen Ansehen ihn in den Großen Rat brachte. Der einzige Sohn Heinrichs, Salomon, schon mit 34 Jahren im Großen Rat und früh der größte Exportsteuerzahler der Stadt, konnte sich bereits den Luxus leisten, die Gerichtsherrschaft Baldingen (Aargau) zu kaufen, um sich dadurch in die höchste soziale Schicht der Stadt emporzuschwingen. Selbstverständlich war er einer der Vorkämpfer in der Gruppe, die für die Orell das adelige Prädikat, das „von“, errang und den Kontakt mit der „Universitas Nobilium Locarni“ anknüpfte und dauernd warm hielt. Er führte in stolzem Standesbewußtsein die Chronik der Familie weiter und war der eigentliche Initiant des „Familienfonds“. Allein, sein Glück war nicht von Dauer. Der Konkurs des Hauses Johann Kaspar Escher & Co. versetzte 1788 nicht nur Mathias Orell im „Schanzenhof“ (vgl. S. 451) in Verlegenheit, auch der viel reichere Gerichtsherr Salomon wurde durch

das Falliment bedenklich geschwächt, und das stolze Unternehmen „Zum Garten“ erlitt in der Revolution so empfindliche Verluste, daß es den Zusammenbruch des befreundeten Export- und Bankhauses Usteri, Ott, Escher & Co., woran der „Garten“ stark beteiligt war, nicht mehr verschmerzen konnte. Gerichtsherr von Orelli mußte sein ganzes Hab und Gut entäußern, um sich vor dem Konkurs zu retten, und zog – verwitwet – zu seinem wohlhabenden Sohn David, der sich der Politik und dem Verwaltungsdienste gewidmet hatte. (Davids Söhne starben ohne Nachkommen.) Ein zweiter Sohn Salomons, Heinrich, verlor das Vermögen ebenfalls und starb als Fabrikaufseher in der Greuterschen Buntweberei in Islikon. Sein einziger Sohn wurde – vom Onkel unterstützt – Mediziner, der in Stammheim eine geschätzte Anstalt für Geisteskranke errichtete und die Gründung einer Fortbildungsschule und eines landwirtschaftlichen Vereins anregte. Mit ihm starb dieser Zweig 1893 aus;

b) der zweitjüngste Sohn, Felix, und sein Sohn Hans Kaspar wurden Theologen. Dieser starb 1809, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen;

c) der jüngste, Hans Kaspar, widmete sich, aus dem „Kronentor“ ausscheidend, dem Staatsdienst, wurde von seiner Zunft (Widder) in den Großen Rat gewählt, und er schloß seine Karriere kinderlos als Landvogt von Andelfingen 1772 im dortigen Schloß;

d) der zweitälteste Sohn des Kaufherrn im „Kronentor“, der mit einer Junkerstochter (Wyß) verheiratete Hans Conrad, schlug auf Anraten seines Onkels Johann Jakob Bodmer einen völlig neuen Weg ein: statt einem Seidenverlag, gründete er an der „Schipfe“ mit einem Freund, Salomon Wolf, eine Buchhandlung mit Buchverlag, und dieses Unternehmen wurde von den beiden, von Bodmer gelenkten jungen Männern unter der Firma „Conrad Orell & Co.“ im Zeitalter der aufkeimenden Bücherliebhaberei breiterer Kreise in „einen steilen Aufstieg in die schönsten Höhen“ gebracht, welche es, nach Max Rychners treffendem Urteil⁵⁵, „je erreichen sollte“. Es gewann „durch kluge und zugleich großzügige Wirksamkeit, mancherlei drohenden Fährlichkeiten zum Trotz, erfolgreich und glücklich eine Bedeutung, wie sie einem schweizerischen Verlag nie mehr zuteil wurde, eine internationale Bedeutung ausgeprägt geistiger Art“. Rein kommerziell kamen dem Unternehmen die reichen Export- und Importerfahrungen

⁵⁵ Vgl. „Rückblick auf vier Jahrhunderte. Entwicklung des Art. Instituts Orell Füßli in Zürich“, 1925, S. 4.

der Orell sehr zustatten, und manche neue Textilausfuhren nächster Verwandter konnten jetzt günstig durch Bücherimporte kompensiert werden, was den Bücherverkauf der neuen Firma in der Schweiz wesentlich erleichterte und förderte. Doch, je länger je mehr sollte dieser Ausgleich, besonders in Deutschland, durch Bücher des eigenen Verlages bewerkstelligt werden, und dafür wurde mit einem erstaunenswerten Elan jene bei Max Rychner (a. a. O.) und im Orell-Füßli-Almanach 1931 nachzuschlagende verlegerische Leistung der einfachen „Handlungsgesellschaft“ vollbracht, von der Goethe 1772 rühmte, daß sie allein durch gute und vortreffliche Bücher „bisher der wahren Literatur mehr Dienste getan hat als der halbe Buchhandel Deutschlands“, wo damals das Verlagswesen bereits auf einem hohen Niveau stand.

Wenn auch kleiner als beim Seidenhandel, fiel der klingende Ertrag dieser Anstrengungen dennoch so befriedigend aus, daß die beiden Gesellschafter nach einer 25jährigen Tätigkeit sich von der aktiven Geschäftsführung zurückziehen konnten. Wolf verkaufte seinen Anteil an den bewährten Buchhändler Heinrich Heidegger, und Conrad Orell blieb weiter Firmamitinhhaber, ließ aber seine Interessen im Geschäft durch seine beiden Söhne, Hans Caspar und David, wahren; selbst wandte er sich, nach altem Zürcher Gebrauch, dem öffentlichen Leben zu. Als neuer literarischer und typographischer Berater wurde nun Salomon Geßner in die Verlags-Firma einbezogen, die von da an „Orell Geßner und Co.“ hieß.

Vater Orell wurde 1754 von seiner Zunft (zur Gerwe) in den Großen Rat gewählt und mit dem Aktuariat der Stiftsverwaltung am Grossmünster betraut. Schon im Jahre 1759 stieg er zum Landvogt von Wädenswil und 1767 als Ratsherr zum Mitglied der Regierung auf, in deren Schoß er 1777 zum „Obmann gemeiner Klöster“, zum gewichtigen, einer eigenen Finanzverwaltung vorstehenden Domänendirektor der in der Reformation säkularisierten Kirchengüter und damit zu einem der vier „Standeshäupter“ und der Geheimräte der Republik Zürich gewählt wurde. Das hinderte ihn jedoch ganz und gar nicht daran, auch sein Verlagsgeschäft im Auge zu behalten und sein „Reich“ im Jahre 1770 durch die Aufnahme eines neuen, kapitalkräftigen Anteilhabers, des Junkers Hans Conrad Escher, und durch die Fusionierung mit der Buchdruckerei und Verlagsfirma Füßli & Co. wesentlich zu mehren. Von da an konnte der Verlag, der nun „Orell, Geßner, Füßli & Co.“ hieß, seine Produkte in der eigenen Druckerei herstellen und mußte sie nicht – wie bisher – auswärts

drucken lassen. Um den dadurch entstandenen größeren Raumbedarf befriedigen zu können, wurde 1777 das geräumige Haus „Zum Elsässer“ (Münstergasse 32 und Elsässergasse 2) käuflich erworben und der Sitz des Verlages von der Schipfe (Nr. 7) dorthin verlegt. Dort hatte nun die Firma, berichtete Anton Werdmüller in seinen Memorabilien 1780, „ihre Niederlage von Büchern, eine Druckerei, Kupferdruckerei und Schriftgießerei“. Dort wurde auch die gestiegene Druckkapazität im gleichen Jahr 1780, zur Stillung eines zunehmenden Informationsdurstes weiter Kreise geschickt benützt und von Orell, Geßner und Füßli die „Zürcher Zeitung“ gegründet, mit eigens angestellten Redaktoren hochgebracht und die Formung der öffentlichen Meinung in freiheitlichem Sinne, auch in wirtschaftlichen Fragen, unentwegt mutig und unabhängig an die Hand genommen. Der Eintritt von Hans Heinrich Füßli in das fusionierte Unternehmen bedeutete einen so großen Kraftgewinn, daß nach dem Tode des Obmanns von Orelli (1785) auch seine Söhne hohe Staatsstellen zu bekleiden vermochten.

Hans Caspar nahm 1794 aus Gesundheitsgründen seinen Austritt aus dem Verlag und starb im Jahre 1800. Sein einziger Sohn wurde Theologe, der keine männlichen Nachkommen hinterließ. Teilhaber der Verlagsgesellschaft aus der Familie Orell war nur noch David von Orelli-Escher, der sein Kapital bei „Orell, Geßner, Füßli & Co.“ arbeiten ließ, selbst aber, 1784 von der Zunft zur Gerwe in den Großen Rat gewählt, sich den Staatsgeschäften widmete. Im Jahre 1789 und 1797 noch einmal wurde er als Nachfolger seines Bruders zum Landvogt zu Wädenswil gewählt; mußte aber der Revolution weichen. Nach dem Zusammenbruch der Helvetik trat er als Großrat und Oberrichter wieder öffentlich hervor, und zwar auch, um sich neue Erwerbsquellen zu eröffnen, denn inzwischen hatte der von der Revolutionszeit und von der gesunkenen Kaufkraft der Völker stark angeschlagene Verlag, den 1798 sowohl Heinrich Heidegger als Geßners Sohn unter starken Kapitalrückzügen verlassen hatten, den Krebsgang angetreten. Die jährlich ausgeschütteten Gewinne blieben aus, und im Haushalt David v. Orellis, der den größten Teil seines Vermögens im Verlag hatte, begann Schmalhans Küchenmeister zu werden. Das machte sich besonders drückend bei der Weiterbildung seiner beiden begabten Söhne bemerkbar. Unter dem Einfluß von Hans Caspar Lavater, der diesem Hause von Orelli sehr nahe stand, entschlossen sich die Eltern, beide Jünglinge, sowohl Hans Caspar (Lavaters Götlibub) als auch Hans Conrad, die theologische Laufbahn betreten zu lassen. Beide

machten in ihrem Studium ungewöhnlich rasche Fortschritte: Hans Caspar wurde schon 1806 im 19., Hans Conrad 1810 im 22. Lebensjahr zum Geistlichen ordiniert, und beide kamen dann für ein Jahr ins Welschland; doch mehr konnte der Vater für sie nicht tun. Auf ein ausländisches Universitätsstudium mußten beide verzichten; die bedrängten ökonomischen Verhältnisse der Eltern gestatteten die damit verbundenen Ausgaben nicht, und so mußten beide nach Broterwerb Ausschau halten. Hans Caspar bekam sofort eine Stelle: dank verwandtschaftlicher Protektion kam er schon 1807 als Pfarrer der kleinen reformierten Kirchgemeinde nach Bergamo; dagegen mußte Hans Conrad eine Weile in Aarau vikarisieren und wurde erst 1812 Diakon in Turbenthal.

Das Jahr 1813 machte beiden geistlichen Karrieren ein unerwartetes Ende. In Zürich ballten sich inzwischen schwere Gewitterwolken über dem Verlagshaus Orell Füßli & Co. und über den Häusern der Firmainhaber zusammen. Ein Sohn des Hans Heinrich Füßli, der im Geschäft tätig war, hat sich, durch „schlechte Gesellschaft mißleitet“ nicht nur an der Gesellschaftskasse vergreifen, sondern zu Lasten der Firma auch große Schulden „kontrahiert“, wodurch diese in „wahrhaft schreckliche Verlegenheit gestürzt“ wurde. Über den großen Verlust verlor Vater David von Orelli, dem es ohnehin schwer fiel, sich in den neuen politischen und sozialen Zuständen zurechtzufinden, völlig den Kopf; am 16. Februar 1813 fand man seinen Leichnam in der Sihl. Und nun mußten, einem Vorurteil der Zeit gehorchend, beide Söhne auf das Recht der Wortverkündigung verzichten. Hans Caspar bekam als Althphilologe an der Kantonsschule in Chur, Hans Conrad als Französischlehrer an einem Privatinstitut in Zürich eine Lehrerstelle, 1819 wurden beide an öffentliche Schulen Zürichs berufen und beide wurden – nicht zuletzt auf Grund ihrer eigenen Lebenserfahrungen – Bannerträger der Bewegung, die für Zürich eine Kantonsschule und eine Universität forderte. – Am Verlag, der die alte Firma beibehielt, war kein von Orelli mehr beteiligt. Die beiden Söhne David von Orellis widmeten sich ausschließlich der Philologie. Im Jahre 1854 erlosch auch dieser Zweig der von Orelli „Zum Kronentor“.

III. Der zweitälteste Urenkel des Felix Orell-Werdmüller, Hans Conrad Orell-Ott, übernahm bei der Vermögensteilung im Jahre 1744 das Seidengeschäft im „Spiegel“, und er setzte es – begreiflicherweise – in reduziertem Umfang weiter. Sein einziger, gleichnamiger Sohn brachte das alte Geschäft noch einmal zu schöner Blüte, dennoch wurde es bei

seinem Tode 1767 von seiner Frau, Anna Lavater, liquidiert, weil der einzige Sohn erst 15 Jahre zählte und sie niemanden hatte, der das alte Stammunternehmen der Orell hätte weiterführen können. Nach erfolgter, gar nicht günstiger Liquidation heiratete Frau Orell den Postdirektor Jakob Heß, der seinen Stiefsohn Hans Conrad Orell in sein Postamt nahm, wo dieser 1791, drei Jahre nach Hessens Tod, selber Postdirektor wurde. Die Helvetische Revolution erschütterte auch hier die materielle Existenzgrundlage, und als von Orelli 1805 im Alter von nur 53 Jahren starb, hinterließ er seiner Frau (einer Heidegger) mit zwei erwachsenen Söhnen (Hans Conrad und Johannes) und zwei unmündigen Kindern (einer Tochter und einem Sohn Felix) sehr bescheidene Mittel. Auch dieser Zweig wäre wohl still erloschen, hätte eine glückliche Fügung nicht in einer Frau aus dem Geschlechte der Orell die Talente noch einmal geweckt, welche es im 16. und 17. Jahrhundert zu Säulen der zürcherischen Wirtschaft gemacht hatten. Ein weiterer Glücksfall war es, daß diese ungemein tüchtige, kinderlose Frau in zwei Neffen Mitarbeiter fand, die mit ihren Nachkommen, allerdings auf Pestalozzische Fundamente gestellt, dem Geschlechte durch ein geschenkweise erhaltenes großes Geschäft neuen Glanz zu verschaffen verstanden. Die damit verbundene Bank erfüllte von jeher eine bedeutsame wirtschaftliche Aufgabe und ist in Zürich zum Inbegriff weitsichtiger und solider Geschäftsführung einerseits, kulantester Kundenbedienung andererseits geworden.

Die zweite Blüte der Orell in Zürich knüpft an die Schwester Anna Cleophea und an die Söhne Hans Conrad und Johannes des letzten Postdirektors (vgl. oben) an. Cleophea wurde 1796 mit 46 Jahren in beidseitig zweiter Ehe Frau des reichen Seidenindustriellen und Wechselbankbesitzers Johann Jakob Pestalozzi „Im Thalhof“, und als ihr Mann 1802 im Alter von 71 Jahren starb, da ergriff die 52jährige kinderlose Witwe mit energischer Hand das Steuer des ausgedehnten Geschäftes, um dieses in die eigene Familie hinüberzuführen. – Der „Thalhof“ betrieb in der Hauptsache den Export von Seidengeweben, die zum Teil in einer eigenen Weberei beim Hauptsitz, teils auf dem Lande hergestellt wurden. Die Produkte gingen nach Deutschland, Österreich, Italien, Frankreich, Holland und sogar nach Rußland. Die aus ihrem Verkauf entstehenden beträchtlichen Auslandsguthaben ermöglichten auch diesem Haus, das Wechselgeschäft gewinnbringend zu betreiben und den Zürcher Importeuren im Ausland Kredite zur Verfügung zu stellen. So ist aus dem Exportgeschäft nebenbei auch ein Bankhaus geworden, das für Zürich

besonders durch seine enge Verbindung mit der in der französischen Seidenindustrie verankerten Pariser Bank De Lessert & Cie. sehr wichtig wurde. Cleophea Pestalozzi-von Orelli nahm dieses große Geschäft mit einer bewunderungswürdigen Fachkenntnis, Geschäftsgewandtheit und Großzügigkeit in die Hand, und sie führte es inmitten einer zusammenstürzenden Welt sicher neuen Höhepunkten seiner Entwicklung entgegen. Die von ihr mit gutem Geschmack und mit Sinn für Strömungen der Mode fabrizierten geflammten Seidentücher fanden, als eine Spezialität des Hauses, reißenden Absatz, und das Bankgeschäft erfuhr unter der Leitung der initiativen Frau eine starke Ausdehnung.

Da Frau Cleophea keine Kinder hatte, nahm sie die beiden oben-erwähnten Söhne ihres 1805 verstorbenen Bruders in das Geschäft und erzog sie nach ihren bewährten Grundsätzen für die spätere Leitung des Unternehmens. Damit sie sich die nötigen Kenntnisse für die weitverzweigten Auslandsgeschäfte erwerben könnten, liess ihre Tante sie Deutschland, Frankreich und Italien bereisen. Hans Conrad segelte sogar nach Westindien. Überall wurden, von der Tante gelenkt, neue Beziehungen angeknüpft, und dann hieß es, in Zürich selbst an der Seite der Frau Cleophea zum Rechten zu sehen. In den Napoleonischen Kriegen war das keine kleine Aufgabe, und die durch den Zusammenbruch des Französischen Kaiserreichs ausgelöste Krise bereitete auch im „Thalhof“ schwere Sorgen. Die nunmehr 65jährige Geschäftsfrau meisterte jedoch, mit Hilfe ihrer treuen Mitarbeiter, auch diese Schwierigkeiten. Als sich aber die Verhältnisse normalisiert, und die beiden Neffen aus vornehmsten Häusern Familien gegründet hatten, da setzte sich Cleophea von Orelli zur Ruhe. Sie schenkte 1817 das Geschäft „Pestalozzi im Thalhof“ ihren Neffen und ihrem Lieblingsmitarbeiter Johannes Speerli aus Kilchberg; sie durfte sich jedoch nicht lange der Musse erfreuen, 1820 schloß die ungewöhnlich talentierte Frau, der alle noch lebenden Zürcher von Orelli den Anfang ihres Wohlstandes verdanken, ihre Augen für immer. Ihr Geschäft wurde bis 1891 weiter unter der alten Firma geführt, obschon es nach Speerlis Tod (1858) ausschließlich den von Orelli gehörte.

Das Unternehmen machte in dieser Zeit große Wandlungen durch. Nach einem Ausbau des Seidengeschäftes in der großen Konjunktur der 1820er Jahre wurde dieser Geschäftszweig 1835 wegen bedrohlicher Konkurrenzverhältnisse aufgegeben, und die Firma widmete von da an ihre ganze Kraft dem Bankgeschäfte, das dem damals einsetzenden industriellen Ausbau der Schweiz sehr wertvolle, wenn auch in Ver-

gessenheit geratene Dienste zu leisten vermochte. (Eine Bearbeitung der lückenlos vorhandenen Geschäftsbücher der Bank würde manch erwünschtes Licht auf die Finanzverhältnisse unserer beginnenden Fabrikindustrie werfen.) Später, als in Zürich sich bereits wieder überschüssige Kapitalien gebildet hatten, die solide Anlagen suchten, wurde aus dem Haus auch ein maßgebender, seriöser Anlageberater des Platzes. Es darf festgehalten werden, daß in Zürich als erste Bank die „Bank von Pestalozzi im Thalhof“ amerikanische Papiere als Kapitalanlagen einführte, teils weil schon damals „der Wunsch bestand, die Risiken zu verteilen“, teils „weil die ‚Amerikanischen‘ neben einem ziemlichen Grade von Sicherheit einen Zinsfuß von 5, 6 bis 7 pro Cent verbinden“. – Enge Beziehungen zu den Bankhäusern Hottinguer & Cie. in Paris, Baring Brothers in London, A. Iselin & Co. und Bottevain & Cie. in New York erleichterten die Abwicklung der Geschäfte, die der „Thalhof“ in stets steigendem Ausmaß pflegte. – Nachkommen der beiden ersten Chefs spielten auch⁵⁶ im Verwaltungsrat von „Leu & Co.“, der „Bank in Zürich“ und der „Schweizerischen Kreditanstalt“ bereits eine maßgebende Rolle: Die wirtschaftliche Bedeutung der Familie für die deutsche Schweiz ist daher in dieser zweiten Blüte wieder sehr hoch. Die Orell haben in Zürich Wurzel gefaßt, und zwar nicht nur im materiellen, sondern, wie es bei Dr. Hans Schultheß nachgelesen werden kann, in der soeben geschilderten zweiten Blüte auch im geistigen Grund des Gemeinwesens, das ihnen vor 400 Jahren die Tore öffnete.

Wie die letzten Wirtschaftspioniere unter den Tessiner Glaubensflüchtlingen, die Muralt, sich in diese Gemeinschaft eingefügt und sich darin bewährt haben, soll im nächsten Heft dieser Zeitschrift geschildert werden.

⁵⁶ Der weitere Aufstieg des Hauses „Orelli im Thalhof“, wie die Firma jetzt heißt, wurde vom gegenwärtigen Inhaber, Ed. von Orelli-von Reding 1936 in einer prächtigen Denkschrift anschaulich geschildert. – Über die wichtigsten Persönlichkeiten im „Thalhof“ und ihre Nachkommen vgl. die ausführlichen Biographien in der Familiengeschichte von Dr. Hans Schultheß.